

Zeitschrift "Behinderung und Dritte Welt", Ausgabe 2/96

Editorial 52

Schwerpunktserie

Der Konfuzianismus (Kap-Keun Song) 53

Artikel

Gedanken zu meinem Praktikum in Peru (Pia Löhlein) 60
Brief aus Kolumbien..... 62
Lorenzo Ponce – Ein psychiatrisches Krankenhaus in Guayaquil (Ecuador)
(Ulrich Tyszkiewicz) 63
Alexandra meets Amankuta (Alexandra Huber) 68
Obroni, how are you? I am fine, thank you! (Karina Fröhner) 72
Erfahrungsbericht über meinen Aufenthalt in Brasilien
(Ingrid Karlitschek) 75
Ein Brief aus Pakistan..... 79
Erfahrungen mit Praktikanten in Ländern der Dritten Welt
(Horst Siewert)..... 80
Grundsätze für die Vorbereitung, Durchführung und Auswertung
von Praktika im Bereich Sonderpädagogik in Ländern Afrikas, Asiens
und Lateinamerikas (Musa Al Munaizel) 84

Berichte aus den Arbeitskreisen

Behinderung und Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit..... 89
Sonderpädagogik in Ländern der Dritten Welt, München 90

News

Terminänderung der Studienreise nach Jordanien..... 91
Minor Field Studies..... 91
LOS PIPITOS in Estelí (Nicaragua) 92

Veranstaltungen 93

Literatur und Medien 94

Liebe Leserin, lieber Leser!

Während der letzten Sitzung des Sprechergremiums der "Bundesarbeitsgemeinschaft Behinderung und Dritte Welt" und im Hinblick auf das Symposium "Die Welt braucht eine Behindertenpolitik – aber welche" (siehe S. 93) entstand die Idee, dem Thema "Erfahrungen von Studierenden der Sonderpädagogik bei Auslandsaufenthalten" einen gesonderten Schwerpunkt in einer Ausgabe unserer Zeitschrift zu widmen. An sonderpädagogischen Instituten wird nicht nur zur Thematik geforscht oder gelehrt, von ihnen gehen auch ganz direkte Aktivitäten zur interkulturellen Verständigung auf diesem Gebiet aus. Studentische Praktika in Ländern der Dritten Welt machen hierbei ein nicht unerhebliches Maß aus. Sehr viele Studierende haben in den letzten Jahren die Herausforderung gesucht, in einem Projekt in Afrika, Asien oder Lateinamerika die Semesterferien, ein Urlaubssemester oder einen noch längeren Zeitraum zu verbringen. Von einem sonderpädagogischen "Reiseboom" zu sprechen, wäre sicherlich übertrieben. Unverkennbar ist aber, daß gerade in den letzten fünf Jahren diese Form des oftmals selbstorganisierten und -finanzierten Auslandspraktikums eine Hausse erlebt – die an deutschsprachigen Universitäten erstellten wissenschaftlichen Abschlußarbeiten, die auf praktischen Erfahrungen in einem Land der Dritten Welt aufbauen, sind hierfür ein klares Indiz. Warum "schweifen" Studentinnen/Studenten "in die Ferne"? Mit welchen Erwartungen ziehen sie los? Mit welchen Erfahrungen kommen sie wieder? Und was bedeuten diese für sie? Bei der Auswahl der Beiträge stand nicht die Darstellung und Diskussion von Projekten bzw. Problematiken im Vordergrund, sondern die Beschreibung und Reflexion der subjektiven Seite von

Auslandsaufenthalten – das interne Moment der Konfrontation mit dem "Fremden", das Herantasten an das, was sich unterhalb der Oberfläche der offensichtlichen Interaktion und Wahrnehmung abspielt. Die Beiträge sollen hierüber einen kleinen Eindruck vermitteln, ohne den Anspruch zu haben, daß sie repräsentativ für alle Auslandspraktika sind. Ergänzt wird dieser Block durch zwei Artikel, die aus Erfahrungen mit Auslandspraktikanten resultieren: Horst SIEWERT, gegenwärtig leitender Koordinator eines Reha-Zentrums in N'Dschamena im Tschad, legt seine Erfahrungen mit Praktikanten in Ländern der Dritten Welt dar. Musa Al MUNAIZEL formuliert auf dem Hintergrund seiner Erfahrungen als Lehrender im Bereich "Sonderpädagogik Dritte Welt" Grundsätze für die Vorbereitung, Durchführung und Auswertung von Auslandspraktika.

Im Rahmen unserer Schwerpunktserie "Religion und Behinderung" geht es diesmal um das Thema "Behinderung und Konfuzianismus", dem sich Kap-Keun SONG annimmt.

Die Redaktionsgruppe

Behinderung und Konfuzianismus

Kap-Keun Song

Die konfuzianische Tradition, die im letzten Jahrtausend ganz Ostasien geprägt hat, ist von großer Bedeutung, besonders in meinem Heimatland Korea, wo der Neokonfuzianismus einige Jahrhunderte als Staatsphilosophie das Leben der Koreaner prägte und einen drastischen gesellschaftlichen Wandel hervorrief. Die Auswirkungen auf die behinderten Menschen waren ebenfalls eminent.

Im Westen wird oft gerätselt, ob Konfuzianismus nun eine Religion oder eine Philosophie sei. Schaut man den Ahnenkult und die Verehrung der Geister im Konfuzianismus an, können religiöse Elemente wiedererkannt werden. Jedoch sind sie ein Teil der ganzen Philosophie, und auf diese Weise gesehen wird der Betrachter nur die Philosophie vorfinden. Die asiatische Denkweise ist stets eine holistische, wie das z.B. in der Medizin gut zum Vorschein kommt. Daher können auch im Konfuzianismus die Religion und die Philosophie nicht voneinander getrennt werden. Der Konfuzianismus ist weder nur eine Religion noch nur eine Philosophie, sondern eine Lebensweise, die von Kindheit an "eingedrillt" wird. Deshalb verharren die strengen Konfuzianer in ihrer Denkweise und gehen keinen Kompromiß mit einer anderen Richtung ein, weil diese Lebensweise bereits in sich geschlossen ist. In einem fast hermetisch geschlossenen System kann keine Offenheit da sein, und so geht man entweder diesen oder einen anderen Weg.

Da die meisten Leser/-innen mit großer Wahrscheinlichkeit nicht besonders gut mit der konfuzianischen Lebensweise vertraut sein dürften, werde ich kurz auf den Inhalt der Lehre eingehen und die Auswirkungen auf behinderte Menschen darlegen und erklären. Die konfuzianische Theorie wird dem Leser und der Leserin vermutlich sehr fremd und eingeschränkt erscheinen, jedoch schüttelt ein Konfuzianer über die westlichen Sitten und Denkweisen genauso den Kopf. Mir ist wichtig, mit diesem Artikel dem Leser und der Leserin einen Anstoß zu geben, nachzudenken, wie es ist, anders zu sein, und nicht nur Verständnis für Asien und seine Lebensweise zu vermitteln.

Vorweg ist zu kommentieren, daß ich hiermit nicht beabsichtige, ein Urteil zu fällen, sondern ich intendiere, nur die historischen Begebenheiten zu rekonstruieren, aber auch die Situation in der modernen asiatischen Gesellschaft, wo immer noch der Gedanke von Konfuzius belebt ist, zu beschreiben. "Ausgeschüttetes Wasser kann man nicht mehr in den Behälter zurückgießen", so ein koreanisches Sprichwort. Jedoch kann man den Behälter mit einem neuen Inhalt füllen. Ich hoffe, daß die Weltgemeinschaft einen Weg findet, der es ihr ermöglicht, daß alle Menschen auf der Erde gut miteinander zusammenleben und -wirken können – mit einem neuen Inhalt der Gleichberechtigung sowie Gleichbehandlung und mit Verständnis und Akzeptanz für das Anderssein.

Der Inhalt des Konfuzianismus

Der Konfuzianismus ist auf Pietät aufgebaut. Pietät bildet die Grundlage für das Familienleben wie für den Staat. Sie äußert sich in der Aufrechterhaltung des Ererbten, der Riten, der Musik und erstreckt sich über den Tod hinaus. So ist die Ahnenverehrung ein wichtiger Bestandteil der konfuzianischen Philosophie. Konfuzius, der lateinische Name für Kung-tse, lebte von 551 v. Chr. bis 479

v. Chr. in China, war stets auf Wanderschaft und hatte den Traum, Staatsbeamter zu werden. Es gelang ihm schließlich, ein niedriger Staatsdiener zu werden, aber seine Lehre prägte ganz Ostasien. Er selbst schrieb zwar keine Bücher, aber alle seine Schriften wurden vom Kaiser Schi Schuang-ti 221 v. Chr. verbrannt, so daß nur die Schriften seiner Schüler überliefert sind. Die Philosophie des Konfuzianismus ist jeweils in fünf Einheiten gegliedert.

Grundphilosophie (die Wörter sind in koreanischer Aussprache):

1. In: Ich-Überwindung und wiederholte Höflichkeit,
2. Ui: gerechtes Handeln und Treue,
3. Ye: Höflichkeit – was ein Mensch zweifellos tun muß,
4. Dschi: Intelligenz,
5. Schin: Vertrauen und Zuverlässigkeit.

Handlung in der Familie:

1. Vater: lebt gerechtes Handeln und Treue vor,
2. Mutter: repräsentiert die Güte,
3. älterer Bruder: praktiziert die freundschaftliche Liebe,
4. jüngerer Bruder: hat Respekt vorzuweisen,
5. Kinder: haben den Eltern zu dienen und sie zufriedenzustellen.

Sittlichkeit:

1. König – Staatsdiener: Treue,
2. Vater – Sohn: vertrauliche Liebe,
3. Ehemann – Ehefrau: Besonnenheit,
4. Ältere – Jüngere: Reihenfolge,
5. Freund – Freund: Vertrauen und Treue.

Konfuzianismus in der Praxis

Allgemein wird die konfuzianische Philosophie wie folgt dargestellt:

- Die Kinder haben die Eltern ohne Bedingung zu lieben, ihnen zu dienen und sie zufriedenzustellen.
- Die Ehefrau hat dem Ehemann zu folgen und ihm Treue zu leisten. Der Ehemann kümmert sich um die äußeren Angelegenheiten (Diplomatie, Beruf, Ahnen), die Ehefrau um die inneren (Haushalt, Kinder, Erziehung). Der Ehemann mischt sich nicht in die Sphäre des Haushaltes und die Ehefrau sich nicht in die Angelegenheiten, die außerhalb des Hauses passieren, ein. Für die Frau ist die Heirat und die Geburt eines Sohnes das Wichtigste im Leben; sie muß vor der Heirat absolut rein sein sowie ihrem Ehemann absolute Treue halten. Sind die Söhne groß, sollte sie auch den Söhnen dienen. Für den Ehemann ist es die höchste Pflicht, für einen männlichen Stammhalter zu sorgen.
- Die jüngeren Geschwister haben den älteren zu folgen. Verwandte und Freunde haben zusammenzuhalten.
- Die Schüler sollten sich ihren Lehrern wie ihren eigenen Eltern gegenüber verhalten.
- Der Unterstellte (oder auch der Jüngere) hat seinem Übergeordneten (oder den Älteren) zu gehorchen und zu unterlassen, was seinem Übergeordneten (oder den Älteren) nicht gefallen könnte – bereits dann, wenn zu vermuten ist, daß es ihm nicht gefallen würde.
- Der Edle überwindet sein Ich und ist jedem gegenüber höflich, besitzt Mut und Intelligenz. Das Hauptziel eines edlen Mannes ist, durch ein bestandenes Staatsexamen Staatsdiener zu werden. Er sollte alle wichtigen konfuzianischen Bücher Wort für Wort auswendig können, aber auch Gedichte im konfuzianischen Sinne jederzeit schreiben können. Er sollte schon als Kleinkind beginnen, fleißig zu lernen und das Gelernte weitergeben.
- Die Ahnen werden verehrt, und es werden festgelegte Zeremonien durchgeführt, um die Ahnen gut zu stimmen. Die Ahnen bekommen auch den besten Platz des Reisfeldes als Grab.
- Die Untergebenen haben dem König bedingungslos zu dienen und die Treue zu ihm nicht zu verletzen.
- Wenn der Vater, der Übergeordnete, der Ältere oder der König einen Fehler machen, sollten sie zurechtgewiesen werden. Doch sollten ihre Fehler, auch wenn sie gravierend sind, nach außen kaschiert werden. Das Urteil kommt vom Himmel und von den Ahnen.
- Der König hat den mittleren Weg zu gehen, so auch der Edle, sonst wird er vom Himmel bestraft, und das Volk bekommt durch eine Revolution einen neuen König.

Hier wird bereits deutlich, wie streng die Dogmen sind und was für eine große Rolle die Hierarchie spielt. Es wird ebenfalls ersichtlich, daß schnell Konflikte entstehen können, da durch die Festlegung, was der einzelne in der Gesellschaft zu tun hat, Erwartungen kriert werden.

Im Neokonfuzianismus sind die Höflichkeit und die Zeremonien bis ins Absurde gesteigert worden, so daß die Menschen große Schwierigkeiten hatten, sie zu befolgen und ständig mit einem schlechten Gewissen lebten. Die Untergebenen sollten stets den Willen der Führenden oder der Älteren bedingungslos befolgen. Es wird vorausgesetzt, daß die Führenden oder die Älteren stets die Vernunft und Sittsamkeit innehaben und in jeder Lage wissen, wie einer sich verhalten sollte. Es ist noch zu erklären, daß – außer in der Familie – ein Beamter höheren Ranges mehr galt als das Alter eines einzelnen. Das Alter spielt eine gewichtige Rolle, und sogar Zwillinge wurden nach "Alter" kategorisiert.

Eine solche Gesellschaft bedingt auch ein Kastensystem. Der König an der obersten Stelle wird gefolgt vom Adel, dann von den Handwerkern, Ärzten, Handelstreibenden und schließlich von den Sklaven und Metzgern. Da die Heirat von den Eltern bestimmt wurde, gab es so gut wie keine Vermischung der Kasten.

Behinderte Menschen in der konfuzianischen Gesellschaft

Die oberste Pflicht eines Menschen in der konfuzianischen Gesellschaft ist die Pietät, d.h. seinen Eltern Zufriedenheit zu geben und dem Staat zu dienen. Ein Konfuzianer kann also ohne die Familie und den Staat seine Theorie nicht verwirklichen. Wer kein Zuhause hatte, dem war das Gesellschaftsleben verwehrt, und wer dem Staat nicht diente, sei dieser auch noch so tyrannisch, der galt als ein Verräter. Falls jemand gegen den König rebellierte und den Coup d'État (Staatsstreich) nicht schaffte, wurde die ganze Sippe verantwortlich gemacht und drei Generationen wurden ausgelöscht. Ein solches Denkmuster hat Auswirkungen auf die behinderten Menschen in der Gesellschaft. Die Norm hatte einen sehr hohen Stellenwert, und wer von den festgelegten Normen abwich, dem wurde viel Druck auferlegt oder er wurde sogar verspottet.

Der behinderte Mensch soll jedoch ebenfalls geachtet werden. Im wichtigsten Buch von Konfuzius "Non-O" (Chinesisch: Lün-Yü – Diskussionsgespräche) sagt er im Buch 10 (Heimatschule), Vers 16, daß man seine Kleider und sein Benehmen ordnen soll, wenn man einem blinden Menschen begegnet, auch wenn man ihm öfters begegnet.

In der koreanischen Literatur findet man kaum etwas über die behinderten Menschen. Es wird stellenweise über blinde Menschen berichtet, in positiven wie in negativen Zusammenhängen.

Blinde Menschen konnten sogar Staatsbeamte werden (OH 1989, 108), falls sie musische oder wahrsagerische Fähigkeiten besaßen. Sie wurden dann am königlichen Hof in zwei Schulen (Musikschule und Wahrsagerschule für Blinde) ausgebildet und als Beamte eingesetzt. Der Beamtenstatus war zwar niedrig, jedoch gab es insgesamt wenige Beamte, so daß sie so gesehen in der Bevölkerung doch einen recht hohen Rang einnahmen. Diese Schulen waren die ersten offiziellen Behindertenschulen in Korea (um 1445). Hier sei angemerkt, daß prinzipiell nur Männer Staatsbeamte wurden (Hofdamen natürlich ausgenommen).

Vielfach wurde die Behinderung als eine Art Strafe für eine Untat beschrieben. Zum Beispiel wurde jemand, der seine Eltern belogen hatte, um einen Vorteil für sich zu gewinnen, stumm. Aber auch, um einer Geschichte Nachdruck zu verleihen, wurde die Behinderung benutzt. So erblickte z.B. ein Vater, der blind war, das Licht, als er hörte, daß sein Sohn das Staatsexamen bestanden habe und ein Beamter am königlichen Hofe geworden sei.

MOON (1983, 5 – 44) schreibt, daß die meisten behinderten Menschen, als der Konfuzianismus in Korea regierte, zu Hause versteckt wurden. Sie galten als normabweichend und sollten deshalb nicht gezeigt werden. Dies wäre ein Grund dafür, daß in der Literatur so wenig über behinderte Menschen aufzufinden ist.

In der Medizin finden wir nur wenige Beispiele von Therapiemethoden. An einer Stelle wurde jedoch bemerkt, daß eine geistige Behinderung durch Verabreichung eines Elixiers zu kurieren versucht wurde.

Der konfuzianische Staat Korea erließ Gesetze, so daß behinderte und kleinwüchsige Menschen weder Fronarbeit noch Militärdienst leisten mußten. Auch Familien, die einen Behinderten betreuten, wurden – unter bestimmten Voraussetzungen – von den staatlichen Pflichten befreit.

Insgesamt kann gesagt werden, daß das Bild der Behinderung eher negativ war. Die koreanischen Redewendungen, in denen Behinderungsbezeichnungen wie Blinde, geistig Behinderte oder Körperbehinderte vorkommen, bestätigen das Gesamtbild. Aber auch in der Literatur werden behinderte Menschen als inkompetent und Behinderung als etwas Lästiges beschrieben (KIM 1996).

Behinderte Frauen in der konfuzianischen Gesellschaft

Diese patriarchalische Theorie gesteht der Frau ein gleichberechtigtes Recht im Familiendasein auf engstem Raum zu, nämlich nur daheim. Sie sollte ihr Haus möglichst nicht verlassen, wenn überhaupt, dann nur, wenn sie einen Sohn geboren und den Haushalt von ihrer Schwiegermutter übernommen hat. Die Männer sollten sich nicht in die Arbeit der Frauen und die Frauen sollten sich nicht in die Angelegenheiten der Männer einmischen. Doch blieb dieser Vorsatz ein Idealbild der Gesellschaft. Die Frau war nur als Mutter hochverehrt; als Frau mußte sie neben sich noch Konkubinen dulden; von ihrer Schwiegermutter wurde sie meist malträtiert, da es für die Frau kein anderes Ventil gab, wobei der Ehemann jederzeit Partei für die Mutter ergriff, da es sich so gehörte. Eine Frau sollte stets dienen: zuerst ihren Eltern und ihren Brüdern, nach der Heirat ihrem Mann und den Schwiegereltern und schließlich ihren Söhnen, wenn diese erwachsen geworden sind.

Wenn es einer nichtbehinderten Frau so schwer erging, kann man sich vorstellen, wie schwer es für eine behinderte Frau war. Aber im Gegensatz zu behinderten Männern hatten es behinderte Frauen weniger schwer, wenn sie den Haushalt einigermaßen führen und einen Sohn gebären konnten, trotz des massiven Drucks der Gesellschaft.

Die Leser/-innen sollten sich bewußt sein, daß der Stand eines Menschen das Leid entweder lindern oder erschweren konnte. Der König und der Adel forderten intelligente und perfekte Frauen; die anderen Kasten hielten nicht gezielt Ausschau nach solchen Frauen, denn diese hatten – wie viele Männer in diesen Kasten auch – ohnehin keine Schulbildung. Die Frauen in den obersten Kasten konnten gut verheiratet werden, auch wenn sie schwer behindert waren, weil einige Familien den politischen Stand benötigten.

Frauen, die ihre behinderten Eltern (meist blinde) fürsorglich unterstützten, wurden hin und wieder vom Staat ausgezeichnet und belohnt. Hier galt das Prinzip der Elternverehrung und -fürsorge. In der sehr bekannten Erzählung "Shim Chung Chon", die gesungen vorgetragen (Chang) wird, opfert ein Mädchen ihr Leben, damit ihr blinder Vater sehen kann. Sie wird jedoch vom Herrscher des Meeres gerettet und an Land gebracht. Dort wird sie eine Königin und findet ihren Vater, der vor Freude das Licht erblickt.

Behinderte Männer in der konfuzianischen Gesellschaft

Wie bereits ausgeführt, ist die Pietät das oberste Gebot im Konfuzianismus. Söhne oder Mitglieder des Volkes, die ihrem Vater oder dem Vater des Landes (dem König) nicht dienen und ihn nicht zufriedenstellen konnten, galten quasi als schlechte Menschen und "verräterisch", also wertlos. Psychologisch gesehen lebten alle Menschen in der konfuzianischen Gesellschaft unter einem enormen Druck. Den Normen stets zu entsprechen, gab dem einzelnen fast keine Freiheit. So beschrieb Konfuzius, daß man erst mit siebzig Jahren fähig sei, das zu tun oder zu lassen, was man möchte, ohne die Regeln zu verletzen. Das heißt, erst mit siebzig Jahren wird der Mensch frei; doch nur wenige haben das siebzigste Lebensjahr erreicht. Ein schlechtes Gewissen herumzutragen, belastet und überfordert einen Menschen sehr. Sicher wird man mit der Zeit stumpf, doch kann ein solcher Druck auch herausbrechen. Ventile hätten geschaffen werden müssen; Unterdrückung war die Folge. Die Menschen erwarteten mehr und mehr von den anderen. Wenn jemand enttäuschte, galt dieser Mensch als Feind. So konnte jemand, der frustriert war, sich abreagieren, indem er einen anderen tyrannisch unterdrückte, obwohl nach der konfuzianischen Philosophie gerade das nicht hätte passieren dürfen. Das Positionieren in der Gesellschaft war zwar eine Rahmenbedingung im Konfuzianismus, wurde aber bis zum Exzeß getrieben. Später, im 19. Jahrhundert, wurden die Riten und Zeremonien nur um ihretwillen durchgeführt; manche Riten konnte man gar nicht mehr durchführen, weil sie zu kompliziert waren. So ging der eigentliche Sinn des Konfuzianismus verloren – übrig blieben nur die Schalen.

Für behinderte Männer war es besonders schwierig, in einer solchen Gesellschaft zu leben, wo sie nur Druck spürten und alles "falsch" machten. Viele von ihnen hatten auch kein gesellschaftliches Ventil, denn einem, der nicht einmal seinen Eltern oder dem Staat dienen konnte, war keine Freude zu gewähren. Dieser triste Zustand, der durch die Indifferenz der Mitmenschen entstand, zwang die Eltern, ihre Söhne zu verstecken. Sie galten als Schande für die Familie.

Behinderte Männer, die lediglich blind waren und keine Mehrfachbehinderung aufwiesen, hatten es ein wenig besser als diejenigen mit anderen Behinderungsarten, denn sie genossen den Ruf, für Heilung, Wahrsagerei und Musik begabt zu sein. Körperbehinderte Menschen, die zumindest auf dem Feld arbeiten konnten, hatten ebenfalls weniger Probleme in der Gesellschaft.

Dabei half den behinderten Menschen das Subsidiaritätsprinzip. Jeder in der Familie schaute, daß ein behindertes Mitglied miternährt wurde und innerhalb der Familie seinen Platz bekam. Die Integration erfolgte im Stillen. Behinderte Menschen wurden versteckt und ausgelacht, doch achtete man aus humanitärem Prinzip darauf, daß sie leben konnten. Wenn ein behinderter Mann Glück hatte, bekam er eine Frau, die für ihn sorgte.

Umwelt und Behinderung

Der Konfuzianismus war für behinderte Menschen keine positive Philosophie bzw. wurden ihnen in einer konfuzianischen Gesellschaft keine idealen Bedingungen geboten. Konfuzius selbst respektierte die Menschen im allgemeinen und zeigte – wie oben ausgeführt – sogar Respekt gegenüber blinden Personen.

Betrachten wir verschiedene Umwelten, denen behinderte Menschen ausgesetzt waren oder sind, dann können wir leicht feststellen, daß es noch keinen idealen Standort für sie gibt. Sie werden geduldet, aber als Mensch und Person oft nicht wahrgenommen (SONG 1995). So gesehen sollten wir den Konfuzianismus nicht nur negativ bewerten, sondern ihn eher als ein geschichtliches Phänomen betrachten. Wir sollten daraus lernen und uns bemühen, unseren Mitmenschen einen humanen Lebensraum zu bieten – nicht nur behinderten Mitbürgern, sondern allen Menschen und Lebewesen auf dieser Welt.

Literatur

Kim, Y.J. (1996): Die Einstellung der Koreaner gegenüber den Behinderten und die Situation der Sonderpädagogik in Korea. Diplomarbeit (Vorabdruck). Basel.

Konfuzius (1974): Non-O (Diskussionsgespräche). Seoul.

Moon, J.S. (1983): Forschung über die koreanische Entwicklung der Sonderpädagogik. Dan Kuk University. Diplomarbeit. Seoul.

Oh, C.K. (1989): Blindenerziehungsphilosophie und -system in der Chosun Dynastie. Dan Kuk University. Diplomarbeit. Seoul.

Song, K. (1995): Shindo – Der Weg des Herzens. Umdenken durch Erkennen des Faktalen im Weltsystem. Waxmann Verlag: Münster.



Artikel

Gedanken zu meinem Praktikum in Peru

Pia Löhlein

- Ein Kind hat keine Lust, seine Hausaufgaben zu machen – Erziehung weltweit.
- Kindergartenkinder, geschminkt wie Erwachsene, tanzen hüftbetonten Salsa – Erziehung in Peru.
- Kinder lernen durch ein Janosch-Buch Umweltschutz – Erziehung in Deutschland.

Drei kleine Beispiele zur Frage: Was prägt Erziehung primär? – Die jeweilige Kultur? Die unmittelbar beteiligten Individuen? Oder ist Erziehung orts- und zeitunabhängig und primär von unserem allgemeinen Menschsein geprägt?

Derartige "philosophische" Fragen stellten sich mir konkret, als ich für neun Monate in einem Kinderheim in Peru arbeitete und dort eine andere Pädagogik erlebte als diejenige, die ich von Deutschland kannte. Immer wieder vergleicht und bewertet der Mensch – und so ging es auch mir in Peru, wo ich erst einmal merkte, wie festgelegt meine Vorstellungen über Erziehung sind und wie beeinflußt ich von meinem Studium der Sonderpädagogik an einer deutschen Universität in den neunziger Jahren bin.

Aus diesem Grund war ich in Peru mit Kritik und Verbesserungsvorschlägen sehr zurückhaltend. Ich schaute mich erst einmal um, kümmerte mich um mein Spanisch, um sprachliche Verständnisschwierigkeiten zu verringern, und ich achtete darauf, den normalen zwischenmenschlichen Kontakt herzustellen. Ein grundsätzliches Aufgeschlossensein, eine solide gemeinsame Sprachbasis und ein gutes Verhältnis auf der Beziehungsebene sehe ich auch jetzt noch als drei tragende Pfeiler für das Gelingen eines interkulturellen pädagogischen Austauschs an.

Jedoch: Diese Erkenntnis im Kopf zu haben, ist nur eine Seite, die andere ist das konkrete Erleben und eigene Verhalten. Hier fiel es mir nicht immer leicht, die richtigen Entscheidungen zu treffen. So war mir von Anfang an weder klar, welche Rolle mir die Mitarbeiterinnen des Kinderheims zuschrieben, noch welche Funktion ich selbst einnehmen wollte bzw. konnte. Es galt, einen Platz zwischen einer "alles besserwissenden Entwicklungshelferin" und einer "braven Hilfskraft" zu finden. Meine peruanischen Kolleginnen sahen beides in mir: Einerseits spürte ich, daß sie einen gewissen Respekt davor hatten, daß ich aus (dem in Peru sehr angesehenen) Deutschland kam und dort studiert hatte (fast alle Mitarbeiterinnen besaßen keine Ausbildung). Andererseits verstanden es die Frauen aber auch sehr gut, meine Anregungen, die ihnen nicht gefielen, höflich zu übergehen. Dann hörte ich Argumente wie: "Das ist bei uns in Peru nicht üblich." Also mühten sich die Kinder des Kindergartens weiterhin mit stupiden Schreibübungen (eine Seite lang aaa, eine Seite lang eee usw.) ab. Die von mir vorgeschlagenen Methoden (z.B. mit Kreide ein großes "a" auf den Boden zu schreiben und mit einem Ball nachzurollen) waren den

Kolleginnen wahrscheinlich zu fremd und blieben deshalb unverwirklicht. Meine an der Universität hundertmal gehörten Theorien des spielerischen, altersgemäßen, ganzheitlichen Lernens behielt ich in diesem Fall erst einmal für mich.

In dem Kindergarten, in dem ich arbeitete, wurde insgesamt wenig Wert auf die Förderung der Kreativität, der Sozialerziehung und der Selbständigkeit der Kinder gelegt. Im Mittelpunkt standen eindeutig das Erlernen der Kulturtechniken sowie die Vermittlung eines disziplinierten Verhaltens. Hier hätte ich gern verändernd eingegriffen, hätte mir mehr Raum gewünscht für Freiarbeit, für musische Erziehung und für soziale Spiele. Doch ich durfte nicht übersehen, daß der Kindergarten auch eine "Zubringerfunktion" gegenüber der Schule besitzt. Meines Erachtens ist das peruanische Schulsystem stärker als das deutsche auf Werte wie Disziplin und Autorität gegründet, und Methoden wie Auswendiglernen oder Abschreiben werden intensiver praktiziert. Den Eltern war es sehr wichtig, daß ihre Kinder im Kindergarten optimal auf den späteren Schulbesuch vorbereitet wurden, denn auch in Peru entscheidet die schulische Laufbahn wesentlich über den beruflichen und sozialen Werdegang. Zum Beispiel wurde ganz selbstverständlich erwartet, daß die Kinder die Buchstaben schreiben lernen. Derartige Fähigkeiten werden bei den Aufnahmeprüfungen an Privatschulen verlangt, wo – gegenüber den staatlichen Schulen – wesentlich bessere Voraussetzungen für eine erfolgreiche Schulausbildung gegeben sind. Was hätten also die Kinder unserer Institution davon, wenn sie zwar Interaktionsspiele gemacht, aber keine Buchstaben gepaukt hätten? Ihren gegenwärtigen Bedürfnissen wäre man gerecht geworden, doch ihren zukünftigen Werdegang hätte man vernachlässigt.

Dies ist nur ein Beispiel für das weitverzweigte Wurzelgeflecht, das unter der Oberfläche einer konkreten pädagogischen Situation vorhanden ist. Es sind zwar die Auswirkungen, die einem zuerst ins Auge fallen und die man manchmal so schnell wie möglich verändern möchte. Doch der eigentliche Ansatzpunkt für Verbesserungen wären die Wurzeln. Diese, z.B. das peruanische Schulsystem, kann ich – eine Praktikantin aus Deutschland – nicht angreifen. Also habe ich sie zu respektieren und mein Verhalten danach auszurichten.

So komme ich zu meiner Ausgangsfrage "Was prägt Erziehung?" zurück und stelle fest, daß eine andere Frage vielleicht ebenso wichtig ist: "Wie viele und welche Faktoren prägen Erziehung überhaupt?"

Ein Praktikum im Ausland bietet vielfältige Gelegenheiten, um sich mit Fragen wie dieser zu beschäftigen. Und wie auch immer die Erlebnisse und Erfahrungen in einer anderen Kultur gewesen sind – eine Erweiterung des pädagogischen Horizonts findet auf jeden Fall statt. ■

Lorenzo Ponce

Ein psychiatrisches Krankenhaus in Guayaquil (Ecuador)

Ulrich Tyszkiewicz

Nach bestandener Zwischenprüfung beschloß ich, mein Studium der Sonderpädagogik in Frankfurt/Main durch ein Auslandspraktikum in Südamerika zu unterbrechen. Aufgrund meiner Berufserfahrung als Krankenpfleger im psychiatrischen Bereich schien ein Einsatz auf der Kinderstation des psychiatrischen Krankenhauses "Lorenzo Ponce" in Guayaquil/Ecuador am sinnvollsten zu sein.

Zur Vorbereitung auf diese für mich neue Erfahrung reiste ich zunächst im Sommer 1994 nach Ecuador, um meine Sprachkenntnisse zu vertiefen, das Land selbst und vor allem meine mögliche neue Wirkungsstätte kennenzulernen.

Mein erster Eindruck vom "Lorenzo Ponce" und die Gespräche mit den beiden dort tätigen Pädagoginnen bestätigten mich schließlich in meinem Entschluß für diese Praktikumsstelle. Ausschlaggebend dabei war weniger das Erscheinungsbild der Station (diese wirkte zunächst eher schockierend auf mich), sondern vielmehr das Gefühl, daß hier die Dinge noch in Bewegung waren. Es gab erst seit wenigen Jahren überhaupt so etwas wie eine pädagogische Betreuung für die zwanzig schwer geistig behinderten Kinder und Jugendlichen; außerdem waren die Pädagoginnen sehr interessiert an meiner Mitarbeit. Zudem suchte ich ohnehin kein Vorzeigeprojekt, sondern eine Einrichtung, in der ich tatsächlich sinnvoll mitarbeiten konnte, und dies schien mir hier möglich zu sein.

So begann ich schließlich im November 1994 meine Tätigkeit auf der Kinderstation des "Lorenzo Ponce". Meine Aufgabe bestand darin, die beiden Pädagoginnen bei ihrer Arbeit zu unterstützen. Die Station war aufgeteilt in einen pflegerischen und einen therapeutischen Bereich, die durch einen umzäunten Innenhof, in dem Rutschen, Wippen und Schaukeln sowie ein kleines Betonschwimmbecken standen, getrennt waren. Im pflegerischen Stationsbereich gab es einen großen Schlafsaal für die zwanzig Kinder und Jugendlichen, dessen Boden und Wände genauso komplett gekachelte waren wie das angrenzende Bad. Die Atmosphäre war sehr steril; es gab

weder persönliche Gegenstände der Kinder noch sonst irgendwelche Bilder, Blumen oder ähnliches. Außer den Betten der Kinder standen auch keine weiteren Möbelstücke im Schlafsaal. Der therapeutische Bereich bestand aus den Räumlichkeiten für die Ärztin und die beiden Pädagoginnen, einem Vortragsraum, einer kleinen Spielecke, die mehr oder weniger in einer Ausbuchtung des Flurs eingerichtet war, und einem mit Matratzen ausgelegten Raum, der bei mir sofort das Gefühl einer "Gummizelle" aufkommen ließ. Dieser Raum sollte vor allem dazu dienen, die stereotypen, oft autoaggressiven Handlungen bei vielen Kindern zu vermindern. Der Raum war mit Spielzeug gefüllt, und ein Kassettenrekorder sorgte für beruhigende Musik. Entgegen meines ersten Gefühls bedeutete dieser Raum für viele Kinder jedoch keine Einschränkung, sondern paradoxerweise eher eine Erweiterung der Bewegungsfreiheit, da sie ansonsten vom Pflegepersonal oft angebunden wurden, um sie von selbstverletzendem Verhalten abzuhalten. So machte ich relativ schnell die Erfahrung, daß meine Versuche, neue Erfahrungen irgendwie in den bestehenden Kategorien einzuordnen, meist ins Leere liefen, und die Klischees in meinem Kopf in dieser fremden Welt einfach nicht griffen.

Da die beiden Pädagoginnen neben der Ärztin die einzigen Therapeutinnen waren, umfaßte ihr Arbeitsbereich so ziemlich alles, was nicht im engsten Sinne zur Pflege gehört. Sie entwickelten Programme in den unterschiedlichsten Bereichen. Dazu gehörten neben dem oben beschriebenen Versuch, die stereotypen Verhaltensweisen zu reduzieren, auch Aktivitäten wie Schwimmen und Spaziergänge, Ballspiele, Übungen zur Fein- und Grobmotorik, logopädische und sogar krankengymnastische Übungen.

Neben der gezielten Förderung in bestimmten Bereichen fehlte es jedoch auch an der "reinen" Beschäftigung und Unterhaltung der Kinder, die in ihrer normalen Umgebung, dem pflegerischen Stationsbereich, keinerlei Spielsachen oder Anregungen für die eigene Phantasie und Kreativität vorfanden. Darüber hinaus herrschte ein Verständnis von Pflege, das sich im reinen Anwenden grundpflegerischer Maßnahmen erschöpfte. Aktivierende Pflege mit dem Ziel der Anleitung zur Selbstversorgung fand nicht statt, so daß auch dieser Aufgabenbereich noch von den Pädagoginnen übernommen wurde, z.B. beim Versuch, einigen Kindern den Gebrauch des Löffels beizubringen.

An dieser Stelle zeigte sich auch recht schnell eine Konfliktlinie auf der Station, die von der Auseinandersetzung und Rivalität zwischen Pflegekräften und Pädagoginnen geprägt war. Zunächst hatte ich hier zum ersten Mal das Gefühl, etwas wiederzuerkennen, da ich solche Konfliktkonstellationen von meiner Arbeit in deutschen Krankenhäusern und Psychiatrien her kenne.

Schon bald wurde mir aber klar, daß dieser Vergleich in bezug auf Hintergründe und Intensität des Konflikts hinkte. Deshalb lehnte ich die Versuche, mich zu einer eindeutigen Parteinahme zu bewegen, auch meist ab, da mir die Dimension des Konflikts noch viel zu unklar war. Natürlich konnte ich leicht sagen, daß das Anbinden von Kindern eine in meinen Augen unmenschliche Handlung darstellt. Gleichzeitig stellte ich aber fest, daß nicht einmal Einigkeit über ein gemeinsames Ziel wie z.B. die bestmögliche Förderung der Kinder zu bestehen schien. Die Arbeit an einem solchen gemeinsamen Ziel hätte für mich eben auch bedeutet, daß eine Einigkeit über diese Gemeinsamkeit herbeigeführt wird und dem Pflegepersonal ausbildungsmäßig überhaupt die Möglichkeit gegeben wird, daran mitzuarbeiten. Von Pflegepersonen, denen in dreimonatigen Schnellkursen die wichtigsten medizinisch-pflegerischen Grundkenntnisse für ihre Tätigkeit beigebracht werden, kann man eine solche aktive und kompetente Mitarbeit in meinen Augen jedenfalls nicht erwarten.

Diese Überlegungen machten mir auch deutlich, daß ich von völlig anderen Grundannahmen ausgehe: Teamarbeit bedeutet für mich eben etwas anderes, als die klar hierarchisch strukturierte Organisationsform, die ich im "Lorenzo Ponce" erlebte, wo sich "Teambesprechungen" häufig zur Abhaltung von Vorträgen entwickelten. Es schien mir also gar nicht möglich zu sein, einen Teil dieses Systems zu kritisieren, ohne Grundstrukturen wie die hierarchische Struktur der ecuadorianischen Gesellschaft dabei mit zu hinterfragen. Eine derartige Diskussion wollte ich aber auf keinen Fall beginnen, da ich befürchten mußte, aufgrund meiner nur sehr vagen Kenntnisse der kulturellen Gegebenheiten einer Art von kulturellem Imperialismus zu verfallen, indem ich mein eigenes europäisch-geprägtes Gedankengut unkritisch auf eine neue Umgebung übertrage.

Schon zu Beginn meiner Tätigkeit wurde deutlich, daß ein hoher Erwartungsdruck auf mir lastete: Alle, die mich auch nur von weitem sahen, grüßten mich mit "doctor" (wenn ein Europäer in einem südamerikanischen Krankenhaus arbeitet, muß er offensichtlich mindestens Arzt sein!); Besucher der Kinderstation wendeten sich bei fachlichen Fragen über die Kinder eher an mich als an die beiden erfahrenen, einheimischen Pädagoginnen, die zum Teil schon jahrelang auf der Station arbeiteten. Mehrfach wurde ich auch gebeten, in Teambesprechungen oder in einem größeren Rahmen Vorträge zu halten. Eine Pädagogin bat mich sogar, in einer Teambesprechung an ihrer Stelle etwas anzusprechen, weil "meinen Worten ein größeres Gewicht beigegeben" würde.

Dies machte mir schwer zu schaffen. Wie war es möglich, daß einem ausländischen Praktikanten ohne Berufsabschluß mehr Fachkompetenz zugetraut wurde als den einheimischen Pädagoginnen? In Deutschland wäre so etwas wohl unvorstellbar. Ich selbst erklärte mir diese Verzerrung der Rollenzuschreibungen jedenfalls nicht nur mit den hohen Erwartungen, die Europäern gegenüber bestehen, sondern auch damit, daß ich als einziger Mann unter Frauen in dieser tendenziell machistischen Gesellschaft von vornherein einen Bonus zugebilligt bekam.

Verstärkt wurde diese Tendenz wohl auch dadurch, daß die sonderpädagogische Arbeit und damit auch die Frauen, die diese Arbeit leisten – und es sind überwiegend Frauen –, bisher in Ecuador noch recht wenig anerkannt sind.

Wie dem auch sei, ich fühlte mich jedenfalls in dieser mir zugewiesenen Rolle überhaupt nicht wohl. Wochenlang war ich damit beschäftigt, die Dinge für mich wieder ins Lot zu bringen. Demonstrativ unterstellte ich mich den beiden Pädagoginnen und versuchte überall in den Vordergrund zu stellen, daß ich nach Ecuador gekommen bin, um etwas zu lernen und nicht, um mein (Halb-)Wissen zu verbreiten. Andererseits beschränkte mich dieses Bemühen um Zurückhaltung aber sehr in meinen Lernmöglichkeiten: Ich probierte kaum etwas Neues aus und war mit meiner Kritik äußerst vorsichtig. Gerade das Gewicht, das meinen Worten offensichtlich beigemessen wurde, spürte ich als zentnerschwere Last. Vor diesem Hintergrund war es kaum möglich, einen unbefangenen Austausch zu führen oder eigene Ideen einzubringen.

Mit der Zeit fiel mir auch auf, daß ich dazu neigte, die mir fremden Techniken/Methoden eher negativ zu bewerten und mit den fehlenden finanziellen Möglichkeiten oder ähnlichem zu begründen. Diese Einschätzung entsprach auch meist den Ansichten der einheimischen Fachleute, die oft genug selbst jede Form des Andersseins gegenüber dem westlich geprägten Ideal für schlecht hielten. Aus diesem Grund fehlte mir auch der erhoffte Gegenpol für die nötige kritische Reflexion meiner eigenen Erfahrungen. Beispielsweise stellte ich relativ schnell fest, daß es praktisch keine individuell zugeschnittenen Therapien gab. Es wurde keine genaue Analyse der Probleme und Ressourcen der einzelnen Person vorgenommen, auf deren Grundlage dann die einzelnen Maßnahmen abgestimmt werden könnten – eine Vorgehensweise, die ich immer für essentiell gehalten habe. Stattdessen wurden zunächst Therapieprogramme ausgearbeitet, die für wichtig gehalten wurden (Eigenständigkeit beim Essen: Gebrauch des Löffels; Bewegungsübungen; Sprachübungen usw.), und dann wurden die einzelnen Kinder diesen Programmen zugeordnet. Ich hatte größte Schwierigkeiten mit dieser Vorgehensweise und erklärte mir dieses "Defizit" vor allem damit, daß individuell ausgearbeitete Programme für zwanzig Kinder von zwei Halbtagskräften wohl nicht zu leisten wären.

Meine eigenen kulturellen Grundannahmen wurden dabei natürlich kaum hinterfragt, denn am Ziel einer individuellen Behandlung unter der Voraussetzung besserer personeller und finanzieller Ausstattung bestand für mich weiterhin kein Zweifel. Mittlerweile frage ich mich allerdings, ob dies denn so zu verallgemeinern ist, denn das, was für Deutschland gilt, muß schließlich nicht zwangsläufig auch für Ecuador gelten. Kann diese individuelle Herangehensweise nicht auch grundsätzlich als Teil einer fast totalen Individualisierung der (deutschen) Gesellschaft gesehen werden? Kann es demgegenüber für ein Land wie Ecuador nicht wichtiger sein, seine Probleme kollektiv anzugehen und die Befriedigung der Grundbedürfnisse aller vor das individuelle Wohl der einzelnen zu stellen? Und ist es zu guter Letzt nicht auch möglich, die Ausarbeitung von Gruppenprogrammen, wie ich sie oben beschrieben habe, im weitesten Sinne als eine Strategie zur Befriedigung kollektiver Grundbedürfnisse zu bewerten? Für mich sind dies alles noch offene Fragen, und ich möchte mit diesem Beispiel vor allem auch zeigen, wie schwierig sich die Bewertung der gemachten Erfahrungen für mich gestaltete.

Bei der Auswertung meines Praktikums habe ich mich lange mit der Frage beschäftigt, was ich denn nun bei meinem Einsatz in Ecuador gelernt habe. Dabei neigte ich, um im oben skizzierten Bild zu bleiben, zu einer individuellen Auswertung meiner eigenen (Selbst-)Erfahrung. Ich denke aber mittlerweile, daß ich mich auch der Frage stellen muß, was ich denn nun fachlich im "Lorenzo Ponce" gelernt habe – oder globaler formuliert: Was kann ich von der ecuadorianischen Sonderpädagogik lernen?

Angesichts der Bilder von angebundenen Kindern und "Gummizellen" scheint es unangemessen, eine solche Frage überhaupt aufzuwerfen. Dennoch glaube ich, daß wir uns dieser Frage stellen müssen, wenn wir zu einem tatsächlichen interkulturellen Austausch kommen wollen. Natürlich kann ich auch keine fertigen Antworten darauf bieten, aber von meinem dreimonatigen Einsatz blieben doch einige bruchstückhafte Erfahrungen hängen, die zu diskutieren sich lohnen könnte.

So bewunderte ich unter anderem die Improvisationsfähigkeit und Vielfältigkeit der Pädagoginnen, die im Grunde vor der Aufgabe standen, ohne nennenswertes Material die Kinder zu betreuen und in Bereichen zu fördern, die in Deutschland von fünf bis sechs verschiedenen Fachleuten abgedeckt würden. Damit plädiere ich nicht dafür, jetzt alle Materialien in den Müll zu werfen, genausowenig wie ich die Abschaffung spezieller Fachkompetenzen fordere. Aber ich sehe die Gefahr, daß ein Überangebot an Materialien auch zum Ersatz für eine fundierte Pädagogik werden kann.

Dort, wo es an Materialien mangelt, rückt die Person der Pädagogin/des Pädagogen noch stärker in den Mittelpunkt. Dies konnte ich auch im "Lorenzo Ponce" erleben, wo die Pädagoginnen eine in meinen Augen sehr warme und herzliche Beziehung zu den Kindern aufgebaut hatten. Diese Beziehung kam auch sprachlich in der Anrede der Kinder zum Ausdruck, die geprägt war von Spitznamen, Verkleinerungsformen und blumigen Ausdrücken wie "mi corazón" (mein Herz) oder "mi vida" (mein Leben). Sicherlich entspricht eine solche Ausdrucksweise nicht dem deutschen Standard, und hierzulande wäre damit die Gefahr verbunden, die Kinder lächerlich zu machen oder zumindest nicht ernst zu nehmen. In Ecuador wirkte aber umgekehrt der Versuch einiger Psychiater, eine "korrekte" Anrede der Kinder durchzusetzen, auf mich eher wie der Versuch westlich orientierter

Theoretiker, eine westlich geprägte Normalität auf die ecuadorianische Situation zu übertragen. Denn der Gebrauch von Verkleinerungsformen und Spitznamen ist ein Phänomen, das sich in weiten Teilen der ecuadorianischen Gesellschaft beobachten läßt, und für ein ecuadorianisches Kind ist es eben eher Normalität, mit Spitznamen angesprochen zu werden.

Alle diese Erfahrungen und Erklärungsversuche meinerseits machen natürlich auch deutlich, daß der interkulturelle Austausch nicht so stattfand, wie ich ihn mir vorgestellt hatte, nämlich in der verbalen Auseinandersetzung über unterschiedliche Ansätze und Erfahrungen. Stattdessen war ich immer wieder auf mich selbst zurückgeworfen und mußte versuchen, die nötige Reflexion meiner Erfahrungen allein zustande zu bringen. Mein Wunsch nach einem tatsächlichen interkulturellen Austausch und gegenseitigem Lernen hätte wohl nur auf der Basis einer gleichwertigen Beziehung funktionieren können. Bis dahin scheint es jedoch noch ein weiter Weg zu sein. ■

Alexandra meets Amankuta

Arbeit in einer Frauenkooperative in Nigeria Igbo-Region

Alexandra Huber

Auf dem Internationalen Symposium der Bundesarbeitsgemeinschaft "Behinderung in Ländern der Dritten Welt" im Mai 1995 wurde mir von Musa Al Munaizel (Universität Würzburg) und Emmanuel Onyeali (Behindertenhilfe Nigeria e.V.) eine Praktikumsstelle in einem Dorf im Gebiet der Igbo¹ im südöstlichen Nigeria angeboten. Meine Aufgabe sollte es sein, in dem 800 Seelen Dorf Amankuta² den Aufbau einer Seifenfabrik zu begleiten, um das Vorgehen und die Fortschritte bzw. Rückschläge zu dokumentieren. Die Idee, in dieser Region anhand einer weitgehend industrialisierten Produktion von Alltagsgegenständen auf Dorfebene in erster Linie Müttern aus sehr armen Familien bzw. alleinerziehenden Frauen eine Einkommensmöglichkeit zu schaffen, kam von der ortsansässigen Frauenkooperative³, d.h. der Organisation aller verheirateten Frauen des Dorfes. In die Realität umgesetzt werden konnte dieses Projekt durch die finanzielle, personelle und ideelle Unterstützung des Vereins "Behindertenhilfe Nigeria e.V." (Filderstadt) und durch einen Zuschuß des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Bonn).

Die Entscheidung, das Angebot trotz der kurzen Vorbereitungszeit anzunehmen, fiel nicht schwer, da sich mir damit ein sehr lange gehegter und inniger Wunsch erfüllen sollte. Dazu kam, daß Emmanuel Onyeali mich auf dem Hinflug begleitete, um das gesamte Budget in bar mitzunehmen. Dieser Gedanke war beruhigend. Dennoch blieb ein gewaltiger Rest Unbehagen in meiner Brust. Wie wird es für mich sein, mit dem Leben und den Menschen konfrontiert zu werden, die man meist nur durch schreckliche, mitleiderregende oder verniedlichende Fernsehbilder kennt? Wie sieht "Mama Afrika" denn wirklich aus? Werde ich mit der neuen Situation zurecht kommen? Mit diesen und etlichen anderen Fragen im Kopf und viel Optimismus ging es dann Mitte August 1995 los.

Meine positive Grundstimmung hielt aber nicht allzulange, da sich bereits am ersten Tag alle meine schlimmsten Alpträume zu erfüllen schienen: Ich habe mich selten so schlecht, so unsicher, so bedroht gefühlt wie in jenem Moment, in dem ich in einem der vielen Slums in Lagos aus dem Taxi kletterte und mich plötzlich inmitten der "realen Dritten Welt" wiederfand. Die Luft war warm und unglaublich feucht, und es war – obwohl erst 18.30 Uhr – dunkle Nacht. Von den schummrig beleuchteten Straßen und Hütten drang ein unglaublicher Lärm, der sich aus lauter, fremder Musik, Sprachfetzen, die ich nicht verstand, Geschrei, Autolärm und Kirchenchören zusammensetzte. Aus den offenen Abwassergräben strömte ein heftiger Geruch in meine europäische Nase, der sich mit den Düften der stark gewürzten Mahlzeiten, die von Frauen und Kindern am Straßenrand gekocht und verkauft wurden, verband. Die Gesichter der Menschen, die geschäftig hin und her hasteten, waren nicht nur ungewohnt undurchsichtig und dunkel, auch die Augen, die – wie mir schien – ausnahmslos alle auf mich gerichtet waren, blickten nicht so freundlich und harmlos nett, wie ich es mir vorgestellt und gewünscht hatte. Die Armut der Menschen in ihren winzigen, windigen Hütten aus Blech und Holz, die halb im Schlamm und im Regen versanken, dieses Elend, wie ich es mir nie in meinem Leben hätte vorstellen können, trieb mir die Schamesröte ins Gesicht und machte mir ungeheure Angst.

"Wellcome, Oibo, what did you bring for me?"⁴, begrüßte mich eine Frau mit freundlichem Blick und fordernder Stimme. Diese direkte Art der Fragestellung war für mich gleichbedeutend mit offenem Angriff, zumindest so lange, bis ich wußte, daß dies eine geläufige und freundlich gemeinte Begrüßungsformel ist, die nicht immer wörtlich zu verstehen ist. In diesem Moment war ich jedenfalls völlig überfordert, schockiert und im Tiefsten meines Herzens nur noch von Fluchtgedanken besessen. Ich wollte weg von hier, irgendwohin, wo ich mich auskenne oder irgendwohin, wo ich eine unter vielen bin. Jedoch Chineke⁵ wollte nicht, daß ich gehe.

Zwei Tage später waren wir sicher in Amankuta angekommen. Wohnen sollten wir im Haus eines reichen Mannes, Chief Alhadji Vinco, der selbst die meiste Zeit des Jahres mit seinen drei Frauen und neun Kindern in einem seiner Stadthäuser in Port Harcourt verbringt. Chief Alhadji ist einer der mächtigsten Männer des Dorfes und mitunter sehr autoritär. Dennoch wird er von den Menschen im Dorf sehr verehrt, da sie ihm unter anderem einen Trinkwasserbrunnen sowie Stromanschluß zu verdanken haben.

Wir wurden von Christine, seiner ersten Frau, in Empfang genommen, die im gleichen Alter wie ihr Mann, ungefähr

55 Jahre, ist, was für ihre Generation ungewöhnlich ist. Sie ist eine sehr schöne, einflußreiche und geschäftstüchtige Frau, die ihre Talente und Beziehungen dafür einsetzt, jungen Frauen mit Behinderungen (körperlich, finanziell) eine Schul- und Berufsausbildung und damit Unabhängigkeit und eine Existenz zu verschaffen. Diese beeindruckende Frau wirkt sehr hart und kühl und sehr distanziert. Bei genauerem Hinsehen und Zuhören erkennt man, daß dies Zeichen einer tiefen Einsamkeit und Verbitterung sind. Der Grund dafür ist ihre Unfruchtbarkeit. Ihre vielen Talente, ihr Reichtum, ihre Tüchtigkeit können diesen Makel nicht aufwiegen. Ihr Ansehen als Frau in der Gemeinschaft ist gering. Auf öffentlichen Versammlungen (der Frauen) wird ihr, Lolo Christine Onyeali, das Recht zu sprechen und mitzubestimmen verweigert, da sie keinen Sohn geboren hat. Dies war auch der Grund, daß die Familie ihres Mannes sich bald eine zweite Frau für ihn gesucht hat, die den traditionellen und religiös bedeutsamen Kindersegen sichern sollte. Christine leidet sehr in ihrer polygamen Ehe: "Polygamie ist eine große Grausamkeit – für alle Beteiligten!"

Zusammen mit ihr haben wir noch am Abend unserer Ankunft an einem "Meeting" des "managing-boards", des Projekts Seifenfabrik teilgenommen. Ich wurde

mit Lolo Evelyn Obinma, der Präsidentin der Frauenkooperative, und dem Chief Dr. Mgbeahuru, dem Projekt-Manager, bekannt gemacht. Ich war verwundert, einen Mann an der Spitze dieses Frauenprojektes zu sehen, noch dazu, da mir die Präsidentin nicht den Eindruck machte, daß sie sich leicht und gerne unterordnete. Es gab mehrere Gründe für diese Entscheidung der Frauen: Zum einen wird ein Projekt, das von Frauen alleine hochgezogen wird, von deren Männern boykottiert und ist somit von vornherein zum Scheitern verurteilt. Zum anderen mußte eine Persönlichkeit gefunden werden, der es gelingt, das Dorf zu einen und die Bewohner – in erster Linie die Männer – zu motivieren und die vor allem in finanziellen Angelegenheiten vertrauenswürdig ist. Dr. Mgbeahuru, der lange Jahre in Deutschland studiert und als Chirurg praktiziert hatte, vereint all diese Eigenschaften in sich und nahm das Projekt somit unter seine Fittiche.

Es hat gute zwei Wochen gedauert, bis sich mein Körper und Geist auf die neue Situation eingestellt hatten. Diese Zeit habe ich genutzt und durch endlose Spaziergänge und unzählige Gespräche Land und Leute erkundet. Ich habe nur beobachtet, zugehört und Protokoll geschrieben. Die Dokumentation blieb meine Hauptaufgabe bis zum Schluß. Nach und nach habe ich mich dann auch in Diskussion, Organisation und Planung eingebracht, Aufgaben und Verantwortung übernommen. Mein Arbeitsfeld reichte – abgesehen von den täglichen "meetings" – von Bauaufsicht bis zu Baumaterialeinkauf, Transportüberwachung, Buchführung usw.

Dabei gab es immer wieder das Problem, daß ich als junge, weiße Frau und Nicht-Britin von den meisten zwar verehrt und sehr bevorzugt behandelt wurde, was jedoch keinesfalls bedeutete, daß "mann" mich besonders ernst genommen hat. Doch solange ich dadurch nicht bei der Ausführung meiner Vorhaben behindert wurde, störte mich das wenig. Meine Hauptmotivation und -aufgabe sah ich darin, die Frauen der Kooperative wort- und tatkräftig zu unterstützen und ihnen den Rücken zu stärken. Generell lag mein Augenmerk darauf, möglichst viel mit den Frauen und Kindern zu arbeiten, da deren Lebenssituation die mit Abstand mieseste in dieser Gesellschaft ist. Frauen und Kinder verkaufen Waren am Straßenrand; Frauen und Kinder schleppen Wassereimer kilometerweit; Frauen und Kinder verrichten die schmutzigsten Arbeiten. Aber: Frauen und Kinder essen erst dann, wenn die Männer satt sind; Frauen und Kinder sind bei Anwesenheit von Männern still; Frauen und Kinder sind der Gewalt der Stärkeren, die sich dazu berechtigt sehen, zu disziplinieren⁷, schutzlos ausgeliefert. Prostitution ist auch hier – wie in vielen Ländern mit großer Armut – ab dem Kindesalter an der Tagesordnung. Mädchen (auch Jungen) gehen mit den "sugar-daddies"⁸ oder einfach mit ihrem Nachbarn, der selbst Töchter in ihrem Alter hat, um Schulgeld und Kleidung zu bezahlen oder die Familie zu unterstützen. Viele der jungen Ashawos⁹ werden schwanger, infizieren sich mit Geschlechtskrankheiten und dem HIV-Virus (den es nach nigerianischen Angaben in Nigeria nicht gibt!). In diesem Zusammenhang bin ich stolz darauf, daß im Rahmen eines "scholarship-programms for Secondary Schools" 18 Stipendien (= 50%) an Mädchen vergeben werden konnten, um ihnen zumindest eine grundlegende Schulausbildung zu sichern.

Für mich war die relativ kurze Zeit in dieser reichhaltigen, lebensfrohen, bunten und sehr tiefgründigen Kultur in einem Land der Dritten Welt wunderschön, wichtig und lehrreich. Ich bin einerseits fasziniert und regelrecht beschämt von der Gastfreundlichkeit der nigerianischen Familien, dem auf dem ersten Blick sehr sozialen System der "extended families" und dem Gefühl von Solidarität und Geborgenheit in dieser Gemeinschaft. Andererseits bin ich aufgrund meiner Erfahrungen in Nigeria vieler Illusionen über "Mama Afrika" beraubt, angesichts der hoffnungslos von Militär und Korruption demoralisierten Menschen, die beherrscht sind von Stammeskämpfen

(Tribalism) und der Jagd nach Macht, was in Nigeria (letztlich auf dem ganzen Globus) gleichbedeutend ist mit Geld. Bestürzt hat mich die Situation der Frauen und Kinder, die meine schlimmsten Annahmen noch übertroffen haben. Meine Konsequenzen werden sein, die Frauenkooperative, die versucht, abhängigen Frauen eine Existenz zu verschaffen, weiter zu unterstützen. Sollte sich die Gelegenheit ergeben, an einem Jugend-/Mädchen-/Prostituiertenprojekt in Ländern der Dritten Welt zu arbeiten, werde ich diese ergreifen. Ich denke, daß ich große Distanz zu den vermeintlich existentiellen Problemen einer "reichen Jugend" gewonnen habe, ohne diese zu leugnen – schließlich gehöre ich auch dazu. ■

Obroni, how are you? I am fine, thank you!

Karina Fröhner

Mit diesen Worten, mit denen man als Weiße/-r von den Kindern auf den Straßen Ghanas begrüßt wird, möchte ich den Bericht über meinen dreimonatigen Aufenthalt im westafrikanischen Ghana beginnen.

Nach meinem ersten Staatsexamen an der Universität Würzburg im Fach Sonderpädagogik stand für mich fest, daß ich die Zeit bis zum Beginn meines Referendariats für einen längeren Aufenthalt in einem Land außerhalb Europas nutzen wollte. Durch die Unterstützung meines Dozenten Musa Al Munaizel wurde es mir möglich, mit einem Kommilitonen an der "Garden City Special School" für Menschen mit geistiger Behinderung in Kumasi/Ghana zu arbeiten. Mein Studienkollege Klaus Jahn, der seit mehreren Jahren für diese Schule tätig ist, ermöglichte es mir, daß ich im Haus seines Gastvaters, einem wohlhabenden Stammeskönig der Ashantis, wohnen konnte. Ich reiste nach Afrika, um dort in dieser Schule als Praktikantin zu arbeiten. Nach einiger Zeit sollte sich aber herausstellen, daß ich das von Klaus organisierte Projekt, den Bau einer neuen Schule für Kinder mit geistiger Behinderung, unterstützen sollte. Bereits in Deutschland informierte mich Klaus ausführlich über seine Arbeit und die noch anstehenden Aufgaben. Nach einem dreiwöchigen "Crash-Kurs" in der Stammsprache Twi, die in der Ashanti-Region um Kumasi gesprochen wird, sowie einer Einführung in Straßenbau und Bauwesen wurde mir die Verantwortung nach Klaus' Abreise für das Projekt übertragen. Ich wußte genau, was zu tun war und freute mich auf die Herausforderung. Endlich konnte ich selbst mit den zuständigen Personen sprechen, verhandeln und mich ausprobieren.

Nach kurzer Zeit war mein Elan verpufft. Ich mußte einsehen, daß die Stellung der Frau in Ghana doch eine andere ist, als die in der Bundesrepublik. In Ghana sind die Frauen zu Hause, kochen, kümmern sich um ihre zahlreichen Kinder und müssen sich ihren Ehemann mit noch drei anderen Frauen teilen. Wenn sie arbeiten, dann überläßt man ihnen nur die niederen Tätigkeiten wie die Arbeit als Marktverkäuferin oder Haushaltshilfe. Die wichtigen Geschäfte wie zum Beispiel der Bau einer Schule sind Männern vorbehalten. Was wollte ich als Frau also ausrichten? Die einzigen Äußerungen, die man am Anfang für mich übrig hatte, waren: "How do you like Ghana?" und: "What about marriing a Ghanean?" Nein, ich hatte nie zuvor so oft über das Heiraten und Kinderkriegen gesprochen wie in Ghana. Aber dafür war ich nicht die vielen tausend Kilometer über die Wüste geflogen! Mir sollte aber auch sehr schnell klarwerden, daß Geschäfte in Ghana anders gemacht werden als in Deutschland. Abgesehen davon, daß es Vokabeln wie Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit im twischen Wortschatz nicht zu geben schien, mußte ich lernen, daß man mit seinem Anliegen nicht mit der Tür ins Haus fällt. Zunächst plaudert man über das vergangene Wochenende, die Familie, das Begräbnis eines verstorbenen Verwandten und natürlich die noch anstehende Hochzeit. Bei einem vollen Tagesplan begann ich dann meist nach kurzer Zeit, nervös auf meinem Stuhl herumzurutschen, aber Zeitdruck hatte offensichtlich immer nur ich.

Nach vier Wochen wollte ich eigentlich mit der Arbeit für den Schulbau fertig sein, um noch in der alten Schule unterrichten zu können. Aber von all meinen Aufgaben, die ich mir vorgenommen hatte, war keine erledigt. Weder waren die Dachziegel fertiggestellt, noch war die Straße zum neuen Grundstück planiert. Zudem kosteten mich die Diskussionen mit der Direktorin der Schule immer wieder Kraft. Es waren schwierige Gespräche – zum einen wegen der sprachlichen Barrieren, denn die Amtssprache in Ghana ist zwar Englisch, aber afrikanisches Englisch hat mit meinem britischen Schulenglisch wenig gemein, zum anderen wurde eine wirkliche Kooperation durch die typische Festlegung unserer Rollen erschwert: ich als Vertreterin des wohlhabenden Industrielandes, das die Finanzierung des Projekts ermöglichte, und sie als Leiterin der Schule, die diese Gelder für ihre Schule erhielt. Das Projekt wurde von allen, Lehrern wie Schulleitung und Schulbehörde, gewünscht. Sobald ich aber die Unterstützung der Direktorin erbat, stieß ich auf taube Ohren. Es wurden nur eher utopische Vorschläge wie die Anschaffung eines Swimmingpools oder Kopiergerätes geäußert. Ich möchte die Lehrer von dieser Kritik ausschließen. Auch wenn sie nach meinen Vorstellungen nur das Nötigste taten, so ließ sich diese Arbeitshaltung für mich nach ein paar Tagen in der Schule nachvollziehen. Um nicht die ganze Liste von Mängeln wie unzureichende Ausstattung der Klassenräume oder die katastrophalen hygienischen Zustände anzuführen: Die Umstände sind einfach menschenunwürdig! Auch die Bezahlung der Lehrer reicht kaum aus, um ihre Familie zu ernähren. Einige der Lehrer verdienen sich etwas Geld mit einer weiteren Tätigkeit am Nachmittag dazu. Hier liegt

einer der wesentlichen Gründe für den Bau des neuen Schulgebäudes. Wir haben zwar keinen Einfluß auf die Bezahlung der Lehrer, aber mit einer neuen, gut ausgestatteten Schule läßt sich die Motivation der Lehrer für ihren Beruf sicherlich positiv beeinflussen – ganz abgesehen davon, daß Lehrer wie Schüler ein Recht auf menschenwürdige Bedingungen an ihrer Schule haben, egal ob in Ghana, Indien oder Deutschland.

Nach einem Monat empfand ich meine Arbeit als reichlich sinnlos. Ich hätte diese Zeit aber in viel schlechterer Erinnerung, hätte ich nicht soviel Positives außerhalb meiner Arbeit für das Projekt erlebt.

An Wochenenden nutzte ich die Zeit zum Reisen. Die Gastfreundlichkeit war mir oft regelrecht unheimlich. Man überläßt dem Gast sein Bett und schläft auf dem Boden. Man kochte für mich immer gut und vor allem reichlich, denn man hoffte, daß ich mit ein paar Pfunden mehr auf der Waage zurückkehre. Grund dafür war, daß es dem Ghanaischen Schönheitsideal entspricht und außerdem bezeugen sollte, daß man gut für mich sorgte.

Durch das Zusammenleben mit Ghanaern wurde es mir mit der Zeit möglich, mein Tempo zu reduzieren. Ich nahm mir Zeit für die Menschen, mit denen ich arbeitete, nicht nur als die Weiße, die etwas Bestimmtes erreichen wollte, sondern als Gast in einem Land, in dem die Dinge auf eine Weise funktionieren, die ich in meinen drei Monaten Aufenthalt nur zu einem winzigen Bruchteil verstehen lernen konnte. Fortschritte waren in den nächsten Wochen nicht mehr so sehr der Fortgang des Projekts, sondern das bessere Verständnis dafür, warum die Arbeit so beschwerlich voranging. Für die männlichen Arbeitskollegen war es nämlich nicht selbstverständlich, daß sich eine Frau für Arbeiten dieser Art interessiert. Wie sollten sie auch mit mir als gleichberechtigter Kollegin umgehen, wenn sie Frauen gewohnt waren, die die Zuständigkeit für die Sicherung des Lebensunterhalts vollständig den Männern zusprachen. Mit der sich zunehmend verschlechternden wirtschaftlichen Situation des Landes wird es zukünftig jedoch so sein, daß auch Frauen arbeiten gehen müssen und sich so vermutlich die Ansprüche auf Mitsprache und Mitverantwortung im häuslichen wie im öffentlichen Bereich zugunsten der Frauen verschieben werden. Es erschien mir dann auch nicht mehr unverschämt, daß die Direktorin einer Schule in Ghana von deutschen Entwicklungshilfeorganisationen Spenden für einen Swimmingpool fordert, wenn diese Institutionen in der Lage sind, Geld zu geben für einen Schulbau, den sich die ghanaische Regierung nie leisten könnte.

Im Laufe der letzten beiden Wochen gelang es, sowohl den Rohbau der Schule wie auch die Bedachung der Gebäude und den Ausbau der Straße zum Schulgelände fertigzustellen. Zu meinem Bedauern war es mir aber zeitlich nicht mehr möglich, in der "Garden City Special School" zu unterrichten.

Ich möchte meinem Dozenten Musa Al Munaizel und meinem Studienkollegen Klaus Jahn dafür danken, daß sie die Zeit aufbrachten, für mich diesen Aufenthalt in Ghana zu organisieren. ■

Erfahrungsbericht über meinen Aufenthalt in Brasilien

Ingrid Karlitschek

"Por isso vem, entra na roda da gente tambem ..."

Und deshalb komm, tritt auch in unseren Kreis herein.

So sangen die Kinder aus einer Favela (Slum) bei einer Gruppenstunde mit einer jungen Ordensschwester gleich am Anfang meines Aufenthaltes in Brasilien. Dieses Lied ging mir sofort ins Ohr, und ich beschreibe damit wohl am besten eine wichtige Erfahrung, die ich immer wieder in diesem Land machen durfte: Es wird zum Bild für die Offenheit und Freude eines Volkes, das scheinbar unbeirrt von der wirtschaftlichen und sozialen Ungerechtigkeit sein tägliches Leben bewältigt. Daß von dieser Lebensfreude ein Funke auf mich überggesprungen ist, wird bestimmt bereits in meinen ersten Sätzen deutlich. Er verglühte auch dann nicht, wenn ich mit oft hoffnungsloser Realität konfrontiert wurde, und das ist immer noch so. Deshalb möchte ich versuchen, ein paar Eindrücke dieser facettenreichen Wirklichkeit zu schildern, die über zehn Monate hinweg zu meinem Zuhause wurde.

Die meiste Zeit verbrachte ich in der Kleinstadt Terra Santa am Amazonas bei meiner Tante in einer franziskanischen Wohngemeinschaft. Den Amazonas bringt man üblicherweise in Zusammenhang mit Regenwald, Natur pur, Indianern, dem unberührten Paradies schlechthin. Aus früheren Erzählungen wußte ich, daß Indianer erst hinter dem Ende der Welt zu finden sind, und daß ich folglich nicht das ursprünglichste Leben dieser Region kennenlernen würde. Die Abholzung des Regenwaldes mit all ihren Ausmaßen ist allgemein bekannt. Ich hatte die Berichte jedoch regelrecht verdrängt, so wie ich bei meinen Autofahrten auch Waldsterben und Ozonloch ignoriere. Das, was sich mir bei meiner Schifffahrt unterwegs nach Terra Santa bot, versetzte mir jedoch einen Schock: tagelang ausgedörrte Ufer, abgestorbene Bäume, vertrocknete Flußläufe, aufgerissene Erde der Sonne ausgesetzt. Es war gerade Trockenzeit. Den richtigen Regenwald bekam ich trotz vieler Ausflüge ins Landesinnere (auch über mehrere Tage) nie zu Gesicht. Die Natur ist aber abwechslungsreicher als zunächst vermutet. Die

Vielfalt ihrer Pflanzen und Früchte und ihr Einfluß auf das Leben der Menschen im Wechsel der Jahreszeiten beeindruckten mich immer wieder.

Hauptnahrungsmittel und Lebensgrundlage ist der Fisch. Er gehört zu jeder Mahlzeit. Gemüse steht nicht hoch im Kurs, auch wenn es ab und zu günstiger käme – vor allem in der Regenzeit, wenn Fisch knapp wird. Viele Bauern und

Fischer verlassen dann auch ihre Hütten auf dem überschwemmten Land und ziehen ins nächste, höher gelegene Dorf.

Terra Santa zählt zu diesen Dörfern mit Einsiedeleien und kleinen Weilern im Hinterland. Es liegt an einem großen See. Wie so oft am Amazonas mit seinen unzähligen Nebenflüssen konnte ich auch hier nicht feststellen, wo der See aufhört und der nächste Fluß anfängt, ob am Horizont das Ufer oder eine Insel zu sehen ist.

Mit 13.000 Einwohnern ist Terra Santa einerseits eine einfache Kleinstadt, in der die Menschen fernab von Tourismus und Industrialisierung noch ziemlich naturverbunden leben, andererseits haben europäische und amerikanische Vorbilder ihre unübersehbaren Spuren hinterlassen. Da ist z.B. die Disko Minha Deusa (meine Göttin), in der sich jeden Sonntagabend die Jugend zum Tanz auf "internationale Musik" trifft. Da ich selbst nicht auf HipHop und Techno stehe, hatte ich damit meine Schwierigkeiten. Ein Freund machte mir klar, daß es in Brasilien auch Platz dafür gibt, nicht nur für das, was ein Europäer von einem "Dritte Welt"-Land erwartet. Trotzdem hatte ich bei anderen Tanzveranstaltungen Gelegenheit, die traditionellen Tänze wie Carimbo, Xote, Forro (Lambada) und Boi zu lernen. Ich wurde ein regelrechter Fan davon.

Ein Statussymbol ist der Fernseher, der fast in jeder noch so kleinen Strohütte zu finden ist und den ganzen Tag über Fernsehprogramme aus Sao Paulo sendet. In den täglichen Telenovelas (brasilianische Serien) wird sehr "realistisch" und "kritisch" das aktuelle Zeitgeschehen dargestellt. Da es in Terra Santa auch keine Zeitungen gibt, sind die Nachrichten ebenfalls allein über diesen Sender zu erhalten, der in ganz Brasilien erfolgreich Einfluß auf das politische Leben ausübt. Die letzten beiden Präsidenten beispielsweise verdankten ihr Amt der "rede Globo" (privater Fernsehsender). Gegen ihn hatte der aus der Gewerkschaft kommende Kandidat Lula keine Chance.

Hiermit sind wir beim Thema "Bildung" angelangt, die essentiell für die Zukunft dieses Landes ist. Mich persönlich hat diese Problematik im Zusammenhang mit meinen Freunden bewegt. Einige von ihnen gingen damals noch zur Schule. Inzwischen haben die meisten den "segundo grau" (Abitur) gemacht, können aber diesen Abschluß kaum nutzen, denn die Auswahl der Berufe und die Zukunftsperspektiven sind gering. In Brasilien spezialisiert man sich während der letzten Schuljahre auf einem bestimmten Gebiet, z.B. Medizin oder Wirtschaft. In Terra Santa gab es nur den Bereich Lehramt, d.h. daß eigentlich alle Schulabgänger unterrichten könnten bzw. müßten. Die Stellen sind jedoch begrenzt; Arbeitgeber ist das Bürgermeisteramt. Diese Abhängigkeit hatte unter anderem zur Folge, daß in Terra Santa nicht wie andernorts um den verdienten Lohn gestreikt wurde, sondern man im März immer noch auf die Auszahlung für den Januar wartete. Der Inflationsverlust von einem Drittel kam dem Bürgermeister zugute. In der Zwischenzeit gibt es zwar eine neue stabile Währung; Verzögerungen des Zahltags bleiben dennoch die Regel.

Die Chancen für meine Freunde, aus dieser Ordnung auszubrechen, sind sehr beschränkt. Zum Studium müßten sie Terra Santa verlassen und in die Ungewißheit der Großstadt ziehen. Davor schrecken sie zurück, da die meisten von ihnen sehr ortsverbunden sind und in der Großstadt auf keine Unterstützung von Eltern und Verwandten zählen können. Eine weitere Hürde ist das "Vestibular" (Test), die Voraussetzung für das Studium. Hier macht sich das Gefälle zwischen dem Süden und dem "zurückgebliebenen" Norden Brasiliens bemerkbar. Im Februar fuhr eine Gruppe in eine nahegelegene Stadt, um dort den Test zu schreiben. Letztendlich bestand kein einziger, da sie ungenügend darauf vorbereitet wurden.

Mein Schwerpunkt bildete die Mitarbeit in der Sonderschule. Die dortige Lehrerin (22 Jahre) wurde zu einer sehr guten Freundin. Sie besuchte zusätzliche Fortbildungen und hatte den Vorteil, vom Staat und nicht von der Kommune angestellt zu sein. Die Sonderschule umfaßte vier Klassen zu jeweils zehn Kindern mit den unterschiedlichsten Behinderungen. Eine Gruppe wurde – je nach Finanzlage – von ein oder zwei Lehrerinnen unterrichtet. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch keine Erfahrung in der Behindertenpädagogik, und viele Beobachtungen reflektierte ich erst während meines Studiums. Unterrichtsmaterial war spärlich vorhanden. Es gab ein paar Brett- und Steckspiele und zum Schreiben und Malen einige Arbeitshefte und Farben. Dafür bot sich viel Platz zum Austoben, besonders beim gemeinsamen Spielen draußen auf der Wiese. Unter den Lehrerinnen herrschte ein gutes Klima, was sich positiv auf Schüler und Schulleben übertrug. Meine Freundin Eny konnte sehr gut mit ihren Schülern umgehen und hatte sie fest im Griff. Allerdings war der Unterricht eher traditionell frontal ausgerichtet. Das wurde besonders deutlich, als eine andere Lehrerin, die noch nicht so viel Erfahrung mitbrachte, eine zeitlang an ihrer Stelle die Kinder (in dieser Klasse ausschließlich mit geistiger Behinderung) unterrichtete. Die Klasse war unruhig, und so fing die Lehrerin an, differenzierte Aufgaben zu stellen und mehr in Einzelgruppen zu arbeiten. Es zeigte sich, wie durch die Knappheit der Mittel Kreativität und Spontaneität von seiten der Pädagogen gefordert sind. Was bei uns der Schülerbogen, ist an dieser Schule ein ausführlicher Bericht am Ende des Schuljahres über die Lernfortschritte des Kindes. Die sogenannten Zeugnisse werden zur Begutachtung an ein

sonderpädagogisches Zentrum in die nächste Großstadt geschickt. Auf diese Weise erhalten die Lehrkräfte fachliche Anregungen für weitere Fördermaßnahmen. In Terra Santa fiel mir auf, daß Menschen mit Behinderungen, besonders in der Pfarrei, gut integriert und in das Leben miteinbezogen waren. Auch auf sie trifft auf schöne Weise das Lied zu, von dem ich eingangs erzählte.

Schließlich spielte für mich auch noch die Pfarrgemeinde eine wesentliche Rolle. Hier erfuhr ich, wie die in Deutschland auf intellektuelle Weise diskutierte Befreiungstheologie nun tatsächlich in der Praxis aussieht. Ich hatte zunächst den Eindruck, daß sie gar nicht vorhanden ist. Gottesdienste waren abwechslungsweise genauso langweilig oder mitreißend wie bei uns. Trotzdem hat das Gemeindeleben in den einzelnen "bairros" (Stadtvierteln) eine gewisse Eigendynamik. Der Pfarrer ist selten zugegen, da er mehrere Gemeinden betreut und deshalb oft ins Hinterland reist. Das fordert das Engagement der Gemeindemitglieder heraus. Zur Aufgabe des Pfarrers und der Schwestern wird deshalb in erster Linie, praktische Anregungen zu geben und den Glauben der Leute an ihre Kreativität zu wecken. Ganz in diesem Sinne stand auch das große Ereignis der "Santas Missoes Populares". Mir war es leider nur noch vergönnt, ein Vorbereitungswochenende dafür mitzerleben, aber es bildete einen eindrucksvollen Abschluß meines Aufenthaltes und vervollständigte das neue Bild von Missionsarbeit, das ich hier gewonnen hatte. Für die Menschen Terra Santas bedeutet das: Hineingehen in das Haus des anderen, an seinem Leben teilnehmen, gemeinsam im Gespräch Wege finden, sein Leben in die Hand nehmen und somit eine Zukunft für alle schaffen. Zu meiner großen Freude spürte ich, wie sich viele Zweifel in mir auflösten, Zweifel über den Sinn meines Aufenthaltes, z.B. im Zusammenhang mit dem Wissen über die Geschichte und Privilegien, die gewisse Schichten – hauptsächlich bestehend aus Weißen – immer noch für sich beanspruchen. Ich fand Antwort auf die Frage, ob es mir denn wirklich gelingen würde, mit den Menschen mitzuleben und das Vergangene abzustreifen. Ich wußte jetzt, daß auch ich gemeint bin, wenn es heißt, an der gemeinsamen Zukunft zu bauen, auf meine Weise und egal an welchem Ort. Ich mußte also bei meiner Rückkehr nach Deutschland nicht heraustreten aus dem Kreis, in dem ich mich so wohlgeföhlt hatte, sondern er umschließt auch weiterhin mein Leben hier in Deutschland. ■

Brief aus Kolumbien

Lieber Peter,

am Telefon war ich letztens so munter, weil ich in dem Moment völlig zufrieden war. Insgesamt ist es aber momentan gar nicht so leicht hier. Werde mit einem Klatschmaß hier konfrontiert, daß ich abwechselnd lache, abwechselnd die Wut bekomme. Habe mich noch nie so desolat geföhlt! Dabei läuft das Meiste ganz subtil ab ...

Schön, die Suse in Chile zu wissen – Austauschmöglichkeiten! Die Schwierigkeit der Grenzgänge ... Habe Dir gerade was geschrieben und knall Dir das jetzt einfach so hier hin, Wut und Trauer und ganz frisch, ohne so überdenkend abzuschwächen (wie, um nicht zuzugeben, daß es auch schwierig sein kann!?!):

Sehnsucht.

Warum

ziehen sie mir bloß

keinen Schleier über?

Gebt mir einen Schleier – !

bis über die Augen!

Dann wären sie wenigstens ehrlich! So höhlen sie mich von innen aus, anstatt mich von außen zu schützen. Ich weiß, ich bin ungerecht – "sie" auch ... "sie" mit ihrer Doppelmoral, mit ihrer Nichtmoral in ihren Blicken für mich! Die einen haben mich schon längst mit ihren Blicken ausgehöhlt, die anderen haben mich schon längst verbreitet und besprochen, was ich nie getan habe ...

Bitte, gebt mir einen Schleier!

Soviel zu einem traurigen Moment hier.

Alles Liebe

Meike ■

Ein Brief aus Pakistan

Lieber Peter,

nun ist meine Zeit hier nicht mehr sehr lang. Ein halbes Jahr ist eigentlich zu kurz, zumindest für mich. Erst jetzt habe ich das Gefühl, nicht hier richtig eingelebt zu haben. Bei einer so unterschiedlichen Kultur dauert es halt seine Zeit. Am Anfang hat mich die Frage "Wie verhalte ich mich richtig?" ganz schön angestrengt, weil das für mich nicht immer so offensichtlich war. Manchmal ist es nicht immer einfach, gegen dieses Empfinden zu handeln. Dadurch, daß ich aber nicht die Offensive in Person bin, habe ich die meisten Situationen ganz gut gemeistert. So habe ich mir häufiger das Kompliment eingehandelt, wie ein pakistanisches Mädchen zu sein. Ich habe mich ganz gut integriert. Die Frauen hier in Chakwal tragen alle Kopftuch. Auch ich mache meine Ausflüge in der Öffentlichkeit voll verschleiert (nur die Augen sind frei). Trotz des Schlei-

ers fühle ich mich hier freier als in Islamabad, weil ich mit den Kindern hier ältere Mädchen in der Nachbarschaft besuchen kann und so viel mehr Menschen treffe.

Die Frauen hier empfinde ich übrigens nicht als unterdrückt und ausgesprochen eingeschränkt, was natürlich bedeutet, daß ich mein Leben hier auch nicht so erlebe. Das hat allerdings so lange gedauert, bis ich herausgefunden hatte, wie das Leben hier organisiert ist und wie Frauen das erreichen, was sie wollen. Ich weiß, daß es schwer sein wird, diese Vorstellung den Leuten in Deutschland begreiflich zu machen, weil es am Westen gemessen nicht stimmt. Gerade darin liegt aber der Fehler. Man kann und darf diese Kulturen nicht aneinander messen. Mit der Armut verhält es sich meiner Ansicht nach genauso, aber das erkläre ich wohl besser, wenn ich zurück bin.

Viele Grüße an das Seminar. Laß es Dir gut gehen.

Rebecca



Erfahrungen mit Praktikanten in Ländern der Dritten Welt

Horst Siewert

Mit dem Thema "Praktika und Jobs" in der Dritten Welt wurde ich im Jahre 1984 in Sucre, der Hauptstadt Boliviens, konfrontiert.

Inzwischen konnte ich meine Kenntnisse auf diesem Gebiet als Betreuer verschiedener Praktikanten/Praktikantinnen vor Ort vertiefen und neue Strategien entwickeln, um überhaupt deutsche Praktikanten und Praktikantinnen in ein Entwicklungsland zu bekommen.

1984 arbeitete ich als leitender Direktor in dem Rehabilitationszentrum APRECIA für Blinde und Körperbehinderte in Sucre. APRECIA als Dachorganisation wird von der Christoffel Blindenmission (CBM) getragen und umfaßt eine Blindenschule, ein Internat und eine Blindenweberei, die als beschützende Werkstätte auch Körperbehinderten offen steht. Angegliedert war ein Präventionsprojekt, das die augenärztliche Versorgung der Landbevölkerung, insbesondere die Vorbeugung gegen frühe Erblindung, gewährleisten sollte. Nach einer unabdingbaren Aufbauphase hatte sich APRECIA zu einem recht guten Reha-Zentrum gewandelt, das schon bald zu einem Vorzeigeprojekt der CBM werden sollte.

In dieser Phase kam sehr schnell der Gedanke auf, diese REHA-Einrichtung auch für Praktikanten aus Deutschland zu öffnen, die sich für die soziale und entwicklungspolitische Arbeit vor Ort interessieren.

Sucre selbst ist eine Kleinstadt, die an den Hängen der Ostkordillieren der Anden in einer Höhe von 2.700 m über NN angesiedelt ist. Der mittelalterliche Charakter der Stadt ist weit über Lateinamerika hinaus bekannt. In sanft abfallenden Hängen winden sich die Straßen von Sucre aus in die Urwaldebene des Amazonasbeckens.

Das Projekt APRECIA wird zumeist von Aymarra-Indianern und Mestizen aus den umliegenden Dörfern besucht. Der Einzugsbereich ist jedoch groß, weil das Land dünn besiedelt ist. Die Vermarktung der Produkte aus der Blindenweberei und der beschützenden Werkstätte erfordert oft lange Überlandfahrten in die nächstgelegenen größeren Städte.

Neben der Überlegung, überhaupt einen oder zwei Praktikumsplätze anzubieten, stand gleichzeitig der Einsatz der Praktikanten. Mir schien das bisher umschriebene Gebiet zu klein, und so konnten wir noch COAPA, das staatliche Zentrum für geistig behinderte Kinder, hinzugewinnen, zumal ich dort in Personalunion die Weiterbildung der Pflegekräfte übernommen hatte.

Die beiden avisierten Praktikumsplätze, die mit APRECIA abgesprochen waren, wurden an dem Psychologischen Institut der Universität Tübingen per Aushang bekanntgegeben. Das Interesse der Studenten war überraschend groß. Der Betreuungsdozent Prof. Dr. Revenstorff berichtete mir, daß seine Sprechstunden wochenlang von Bewerbern belegt waren. Doch als sich die tatsächlichen Konditionen der Praktikumsplätze herausstellten, erlahmte das Interesse doch recht rasch.

Trotz intensiver Bemühungen war es uns nämlich nicht gelungen, eine finanzielle Unterstützung für diese Praktikumsplätze zu erhalten. So wiesen Hersteller von Behindertenausrüstungen und Sehhilfen das Ansinnen auf eine Unterstützung zurück. Die Christoffel Blindenmission selbst verweigerte sich mit der Begründung von versicherungsrechtlichen Bedenken; sie versuchte sogar, die Einrichtung eines Praktikumsplatzes zu verhindern und Druck auf den Trägerverein auszuüben. Auch die CDG (Carl-Duisberg-Gesellschaft) verweigerte eine finanzielle Zuwendung. Trotz dieser Widerstände gelang es im engen Kontakt mit zwei Praktikanten, einen Praktikumsplan für sechs Monate aufzustellen. Dabei wurden zwei Monate für die Blindenschule mit Internat, zwei Monate für die Blindenweberei und zwei Monate für das Institut für geistig behinderte Kinder reserviert. Ein Monat blieb frei für Reisen und Landeskunde direkt vor Ort.

APRECIA verpflichtete sich zur freien Unterkunft und Verpflegung sowie zum kostenlosen Transport mit dem Behindertenbus innerhalb der Stadt und der näheren Region. Die Universität Tübingen erkannte das Praktikum als psychologisches Auslandspraktikum an und forderte einen umfassenden Praktikumsbericht an, der auch anderen Studenten zur Verfügung gestellt werden sollte.

Schließlich kam ein Praktikumsvertrag zwischen APRECIA und einem Psychologiestudenten zustande. Er hatte den Mut, sich in ein ausländisches Abenteuer zu stürzen, allerdings mit dem Rückhalt eines sicheren Netzes bereits vorher vereinbarter Kontakte. Ein weiterer Praktikant aus Schweden kam im folgenden Jahr und lebte und arbeitete für sechs Monate in Sucre. Eine abschließende Fahrt brachte beide Studenten über den "Indian Trail", eine alte Inkastraße, von Bolivien über Peru bis nach Ecuador, von wo aus sie den Heimflug antraten. Ein langer und begeisterter Bericht erreichte uns ein Jahr später. Die Expraktikanten bereisten später nochmals die Andenländer, insbesondere Bolivien. In einem zweiten Projekt, in dem ich zur Zeit arbeite, mußte ich mit vergleichbaren Schwierigkeiten kämpfen, um überhaupt einen Praktikantenplatz einzurichten und dann einen Praktikanten aus Europa zu erhalten.

Das Projekt ANDAT liegt in N'Djamena, der Hauptstadt des Tschad, dem – wenn immer möglich – ein sehr schlechter Ruf vorausseilt. Letzterer bezieht sich auf die politischen Verhältnisse.

ANDAT ist ein Reha-Zentrum für Gehörlose und Taubstumme. Es leitet als Dachorganisation eine Taubstummenschule sowie eine berufsbildende Werkstätte mit den Sektionen Schneiderei und Holzverarbeitung. Dazu kommen noch mehrere Außenbüros, die in der Provinz angesiedelt sind, sowie ein Weiterbildungsprogramm für begabte gehörlose Schüler an der Universität und der Abteilung für Sonderpädagogik in Jos (Nigeria). Auch hier wollten wir wieder zwei Praktikantenplätze für junge Deutsche schaffen, wenngleich die Möglichkeiten vor Ort nicht so ideal waren wie in Bolivien.

N'Djamena liegt in der Sahelzone, am Rande der Sahara. Abgesehen von der dreimonatigen Regenzeit ist das Land staubtrocken, und nur Vieh- und Kamelherden ziehen mit den Treibern von Ort zu Ort, um die verdorrten Grashalme abzuweiden. Der Freizeitwert von N'Djamena liegt nahe bei Null. Die schwierige innenpolitische Lage erlaubt zudem nur, daß man sich äußerst vorsichtig in der Öffentlichkeit bewegt.

Nachdem die Einrichtung von zwei Praktikantenplätzen vom Projekt beschlossen war, lag es an mir, die zuvor gemachte Fund-Raising-Tour wieder aufzunehmen. Bei den Betrieben brachte mir das wieder regelmäßig Absagen ein, ebenso beim Träger des Projekts "Brot für die Welt" und bei "Dienste in Übersee". Auch die CDG lehnte im ersten Anlauf ab.

Das Praktikum wurde an der Fachhochschule Fulda ausgeschrieben. Es meldeten sich zwei sehr interessierte Studenten, die sich dieses Praktikum zunächst als Hauptpraktikum anrechnen lassen wollten. Nach der Ausarbeitung eines Praktikumsplans mit dem Schwerpunkt der allgemeinen Rehabilitation wurde das Praktikum von der Fachhochschule akzeptiert.

Die zwei Praktikanten kannten sich in Afrika bereits bestens aus und waren sofort in das Projekt integriert.

ANDAT verhielt sich vorbildlich und versuchte alles mögliche, um die Praktikanten nicht zu enttäuschen. Das wäre für sie als stolze Afrikaner (Araber) eine unerträgliche Schande geworden. So wurden die Fremden mit großer Gastfreundschaft empfangen und ihnen alle zur Verfügung stehenden Arbeitsmittel und -plätze gezeigt. Da N'Djamena Universitätsstadt ist, standen den Praktikanten auch alle universitären Einrichtungen zur Verfügung.

Von ANDAT erhielten die Praktikanten einen Praktikumsvertrag als "Voluntäre" über die Zeit von sechs Monaten. Der Aufenthaltsgenehmigung stand damit nichts mehr im Wege; die Unterkunft war kostenlos und teilweise auch die Verpflegung sowie Reisen im Land, wenn diese vom Projekt her begründet waren.

Das Praktikum war für die beiden Teilnehmer ein so großer Erfolg, daß sie beschlossen, auch ihre Diplomarbeit im Tschad zu schreiben. Da der Aufenthalt diesmal längerfristig geplant werden konnte, gelang es, von der CDG ein Stipendium zu erhalten. Zwei weitere Praktikantinnen nahmen an demselben Vorhaben teil.

Diesmal erhielten die Praktikanten die Reisekosten erstattet, die Krankenversicherung sowie ein Taschen- und Büchergeld.

Die Betreuung vor Ort unterlag wiederum ANDAT. In einer abschließenden Westafrika-Rundreise, die als Eigeninitiative gestartet und geplant wurde, kamen auch diese Praktikanten voll auf ihre Kosten und konnten Afrika als unvergeßliches Erlebnis verbuchen.

Betrachten wir es als Sekundärgewinn, so ist dieser Teil der aktiven und teilnehmenden Länder- und Völkerkunde der beeindruckendste Teil eines Praktikums im Entwicklungsland.

Resmee

Neben der praktischen Arbeit selbst ist ein Auslandspraktikum in einem Land der Dritten Welt für sozial engagierte Menschen ein unvergleichbares Erlebnis. Es geht dabei darum, die intensive Arbeit der Entwicklungshilfe vor Ort kennenzulernen und diese im Vergleich zur theoretischen Diskussion in Deutschland zu sehen.

Schwierigkeiten, sich auf die Kultur im jeweiligen Gastland einzulassen und körperliche Angst vor dem Fremden hält viele Europäer davon ab, ein Praktikum generell im Ausland zu machen, noch dazu in einem Land der Dritten Welt.

Der oft herbeigeredete Nord-Süd-Dialog besteht zu weiten Teilen nur in der theoretischen Wunschvorstellung. In der Praxis zeigte sich, daß die Angst vor mangelndem Krankheitsschutz weitgehend unbegründet war, weil die Versicherung bei den Eltern weiterhin bestehen blieb. Alle bisher eingereichten Krankenkosten wurden auch von den Kassen erstattet.

Das Projekt in der Dritten Welt gibt sich sehr viel Mühe und scheut kaum Kosten, um den Praktikanten einen angenehmen Aufenthalt zu gewährleisten. Dabei wurden alle Botengänge von Aufenthaltsgenehmigung bis Zollformalitäten vom Projekt übernommen. Da es sich zumeist um NGOs (Non Governmental Organisation) handelt, mußte in keinem Falle Zoll für die eingeführten Güter bezahlt werden.

Die üblichen Projektträger der Entwicklungshilfe wehren sich nach meinen Erfahrungen beinahe generell gegen Praktikanten im Projekt. Das gilt für staatliche Organisationen wie etwa der GTZ (Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit) oder dem DED (Deutscher Entwicklungsdienst) genauso wie für kirchliche (z.B. Misereor, Brot für die Welt usw.).

Praktikantenplätze bringen sowohl den Praktikanten persönlich wie fachlich sehr viel ein als auch dem Projekt, indem längerfristige Verbindungen zu jungen Entscheidungsträgern und zukünftigen Fachkräften geschaffen werden.

Praktikanten in der Dritten Welt helfen zudem, den Nord-Süd-Dialog zu beleben und eigentlich erst möglich werden zu lassen.

Literatur

Siewert, Horst (1995): Studieren mit Stipendien, Deutschland – weltweit. Interconnections Verlag: Freiburg.

Siewert, Horst (1996): Jobs und Praktika in Deutschland – weltweit. Interconnections Verlag: Freiburg (in Vorbereitung).



Grundstze fr die Vorbereitung, Durchfhrung und Auswertung von Praktika im Bereich Sonderpdagogik in Lndern Afrikas, Asiens und L

Musa Al Munaizel

Dieser Beitrag wendet sich an Studierende der Sonderpädagogik, die sich auf einen Auslandsaufenthalt in Ländern Afrikas, Asiens oder Lateinamerikas vorbereiten. Er basiert auf den langjährigen Erfahrungen in der Mitarbeit im Arbeitskreis "Sonderpädagogik und die Eine Welt" an der Universität Würzburg. Bisher hat sich dieser Arbeitskreis schwerpunktmäßig mit grundsätzlichen Fragen des Verhältnisses von Nord und Süd und Aspekten einer vergleichenden Sonderpädagogik sowie dem Themenkreis "Menschen mit Behinderung, Armut, Soziale Benachteiligung und Rehabilitation" am Beispiel verschiedener Länder der Dritten Welt (Brasilien, Ecuador, Chile, Jordanien, Mexiko, Togo, Bolivien, Indien, Zimbabwe, China, Vietnam, Ägypten, Mali, Ghana, Kenia, Nigeria, Uruguay, Peru, Pakistan) beschäftigt, dies nicht zuletzt auf der Grundlage von längeren Studien- und Praktikumsaufenthalten verschiedener Arbeitskreismitglieder in vor allem lateinamerikanischen und afrikanischen Ländern.

Im folgenden will ich versuchen, meine Eindrücke, Erfahrungen und Erlebnisse, aber auch Gespräche, Berichte und Seminare im Hinblick auf die Frage zu reflektieren, welche Elemente bei der Vorbereitung, Durchführung und Auswertung von Auslandspraktika in unserem Bereich zu bedenken sind.

Motivation und Engagement

Ich könnte einige provozierende Thesen am Anfang formulieren und behaupten: Die Motive für ein Praktikum in Ländern der Dritten Welt bestehen darin, daß Studierende gerne schöne, weite Reisen machen, von bestimmten privaten Situationen Abschied nehmen, ihre Abenteuerlust stillen, anschließend das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden und darüber eine Diplom- oder Examensarbeit schreiben. Ich könnte also behaupten, daß es sich eher um egoistische

Motive handelt, die von Kosten-Nutzen-Überlegungen bestimmt sind – oder mit anderen Worten formuliert, die mir eine Münchener Studentin gegenüber äußerte: "Solche Aufenthalte sind reiner europäischer Egoismus. Solidarität mit Menschen mit Behinderungen und sozial Benachteiligten fängt vor der Haustür an unter dem Motto 'Global denken und vor Ort handeln'; alles andere ist Heuchelei."

Es mag durchaus sein, daß solcherart Motive eine Rolle spielen. Aber ich bin mir aufgrund meiner Erfahrung der letzten Jahre bei der Vorbereitung und Betreuung von Praktikanten des Würzburger Arbeitskreises sicher, daß es bei den meisten Studierenden tiefgreifendere Beweggründe gibt, die sie dazu veranlassen, viele Nächte lang zu arbeiten, um die Kosten für die Reise zu decken, auf gewohnte Annehmlichkeiten zu verzichten und die Konfrontation mit "Elend und Armut" auf sich zu nehmen, nach der Rückkehr Arbeitsgruppen zu bilden, Veranstaltungen zu organisieren, Vorträge zu halten, Spenden zu sammeln, Öffentlichkeitsarbeit zu betreiben usw. – und das in einem Zeitalter, in dem das Interesse für die Dritte Welt spürbar abnimmt.

Grundvoraussetzungen für ein Praktikum in einem Land der Dritten Welt

Erfolg oder Mißerfolg eines Praktikums in Ländern der Dritten Welt hängen von den unterschiedlichsten Faktoren ab. Nach Gesprächen und der Auswertung vieler Aufenthalte kann ich aber feststellen, daß – neben der Beherrschung der Sprache – Fachkenntnisse und persönliche Eigenschaften wie soziale und kommunikative Kompetenz die Faktoren sind, die über das Gelingen entscheiden. Auf diese Faktoren möchte ich kurz eingehen:

Voraussetzung für jedes erfolgreiche Auslandspraktikum ist eine zuverlässige Informationsbasis – machen Sie sich vorher ausreichend sachkundig! Dies betrifft etwa Fragen zur Praktikumsstelle und deren Umfeld: Welche Bedingungen sind z.B. vorherrschend in einer ländlichen Region, in der Stadt, im Slum, im Flüchtlingslager usw.? Mit welcher Einrichtungsstruktur und welchem "Klientel" werden Sie konfrontiert? Um welche Art Sonderschule, Ausbildungsstätte, Krankenhaus handelt es sich? Wer ist der Träger (privat, Kirche, öffentlich)? Was erwartet Sie bei Straßenkindern, Menschen mit Behinderungen, in Frauenprojekten?

Klären Sie Organisatorisches vorher ab! Informieren Sie sich über Möglichkeiten hinsichtlich Unterkunft und Verpflegung. Rechnen Sie mit Praktikumsentgelt? Brauchen Sie ein Visum? Welche Impfungen sind nötig? Ist eine zusätzliche Auslandsrankenversicherung von Vorteil? Was sollten Sie mitnehmen (welche Gastgeschenke, welche Medikamente)?

Erkundigen Sie sich nach Kursen und Seminaren, die Sie zur Vorbereitung (fachspezifisch, Länderkunde und Sprache) nutzen können, und nach Personen, die Ihnen hilfreiche Tips geben können.

Informieren Sie sich, ob Sie Ihr Praktikum von Ihrer Ausbildungsstätte anerkannt bekommen, ob Sie ein Urlaubssemester beantragen sollten.

Gibt es zusätzliche Finanzierungsmöglichkeiten (Auslands-Bafög), ASA (Programm der Carl-Duisberg-Gesellschaft), DAAD (Deutscher Akademischer Austauschdienst), andere Stipendien?

Studierende benötigen bei Auslandspraktika Persönlichkeitsmerkmale, die als Voraussetzung zur interkulturellen Verständigung nötig sind! Hierzu zählt ein gehöriges Maß an Kontaktfreudigkeit, Offenheit und Toleranz gegenüber Menschen einer anderen Kultur. Sie sollten sich auch bewußt sein, daß Sie nicht nur mit den "Rosinen im Kuchen" konfrontiert werden, sondern daß Sie auch für Sie negative Erfahrungen verarbeiten müssen, die eine gewisse persönliche Stabilität, Verantwortungsbewußtsein, die Fähigkeit zur Selbstkritik, Sensibilität und mitmenschliches Wohlwollen voraussetzen.

Sensibilität als Basis interkultureller Kommunikation und Kooperation heißt etwa: Können Sie die Probleme bzw. Gefühle anderer Menschen auch aus deren jeweiligem soziokulturellen Background heraus – zumindest ansatzweise – begreifen und damit adäquat umgehen? Können Sie die Wirkung Ihrer Handlungen und Aussagen richtig einschätzen? Sind Sie in der Lage, nonverbale Signale zu deuten, die Ihnen das Aufspüren von sonst verborgenen Informationen ermöglicht?

Können Sie Widersprüche aushalten und auch neue kommunikative Wege finden, um eigene Meinungen zu vertreten? Wie steht es mit Ihrem Verhandlungsgeschick gegenüber Kindern, Kolleginnen/Kollegen, Vorgesetzten?

Sie lassen sich auf sehr viel interkulturelles Neuland ein, und ich kann nur empfehlen, sich eine/-n "Reflexionspartner/-in" zu suchen, um regelmäßige Feedbacks einzuholen.

Studierende benötigen für Auslandspraktika einen Grundstock an fach- und entwicklungsspezifischem Wissen! Von Ihnen wird voraussichtlich erwartet, daß Sie fachspezifische Kompetenzen mitbringen. Beschäftigen Sie sich vor Ihrem Praktikum intensiv mit Fragen wie beispielsweise: Welches sonderpädagogische Wissen kann am Einsatzort vonnöten sein?

Welchen Grundstock an Kompetenz können Sie sich diesbezüglich bis dahin aneignen? Welche vor Ort brauchbaren Materialien können Sie eventuell mitnehmen? Machen Sie sich also einen vorläufigen Plan, wie Sie später arbeiten wollen (ich brauche nicht besonders zu betonen, daß Sie an diesem Plan nicht kleben bleiben sollten).

Um eine Vorstellung davon zu entwickeln, wie der gesamtgesellschaftliche Hintergrund der Problematik ist, in der Sie sich bewegen, sollten Sie zumindest über Grundkenntnisse in Entwicklungstheorie und -zusammenarbeit verfügen, z.B.: Wie wird Entwicklung theoretisch gefaßt? Welche Rolle sind den Faktoren Kultur, Ökonomie oder Ökologie beizumessen. Nach welchen Regeln funktioniert das Weltsystem? Inwieweit sind soziale und pädagogische Programme davon betroffen? Wer oder was sind die internationalen Entwicklungsakteure und welche Strategien verfolgen sie?

Ziele

Verallgemeinernd möchte ich formulieren, daß der Sinn und Zweck von Auslandspraktika solcher Art darin besteht, sonderpädagogische Konzepte und Ansätze kennenzulernen und eine Vorstellung über Wege zu entwickeln, wie auf einen dringenden sonderpädagogischen Handlungsbedarf in Ländern der Dritten Welt reagiert werden kann. Generelles Anliegen aller Maßnahmen ist: der Schutz des Lebens und der Würde von Menschen mit Behinderungen und die Teilnahme am Leben der Gesellschaft. Eine derartige Umsetzung bedarf aber eines langwierigen und komplexen Prozesses, wobei der bzw. die einzelne sich nur als ein Mosaiksteinchen begreifen kann.

Für Ihre ganz persönlichen Ziele anläßlich eines Auslandspraktikums rate ich Ihnen:

- Stecken Sie Ihre Erwartungen und Ziele nicht gleich zu hoch.
- Machen Sie sich ein klares Bild von dem, was Sie tatsächlich erreichen können.
- Überprüfen und modifizieren Sie ggf. Ihre persönlichen Zielvorgaben.
- Setzen Sie sich dabei kurzfristige, mittelfristige und langfristige Ziele, und bringen Sie Ihre Möglichkeiten damit in Einklang.

Perspektiven nach der Rückkehr

Was hat es gebracht? Wie geht es weiter? Was kann ich tun? Wie kann ich es erreichen?

Von Ihren Erfahrungen können nicht nur Sie selbst, sondern auch andere profitieren. Hierzu einige Anmerkungen für die Zeit nach dem Auslandsaufenthalt:

- Nehmen Sie sich die Zeit, um in Ihrem Leben Platz für die neu gewonnenen Erfahrungen zu schaffen und sich zu reakklimatisieren.
- Versuchen Sie, Möglichkeiten und Strukturen zu schaffen, um mit den Menschen im Projekt, in dem Sie tätig waren, in Kontakt zu bleiben und sie soweit wie möglich in ihrer Arbeit durch verschiedene Aktivitäten zu unterstützen.
- Für die Aufarbeitung: Holen Sie sich Feedbacks zu ihrer Person, ihren Erfahrungen, Methoden, Zielen usw. von den unterschiedlichsten Personen (von Freunden, der Familie, von Dozenten, Kommilitonen, Fachleuten). Suchen Sie aktiv den Gedankenaustausch im Rahmen von Gesprächen, Diskussionen, Vorträgen und Arbeitskreisen. Ermutigen Sie zu einem sachlichen und engagierten Umgang mit Themen zum Nord-Süd-Konflikt.
- Besuchen Sie Veranstaltungen, Tagungen und Seminare anderer Fachbereiche, die sich mit Entwicklungsthemen beschäftigen. Lernen Sie die Denkansätze und Sichtweisen anderer Wissenschaftsdisziplinen kennen, setzen Sie sich aktiv, d.h. in Gesprächen und Diskussionsrunden, damit auseinander.
- Nehmen Sie Kontakt zu neuen Gruppen, Vereinen und Organisationen in Ihrer Umgebung auf und versuchen Sie, mit ihnen zusammenzuarbeiten, da entwicklungspolitische Arbeit vor Ort koordiniert werden sollte.
- Die Gründung von Arbeitskreisen mit Beteiligung von Studierenden aus Entwicklungsländern erweist sich als fruchtbar, um sich mit Sichtweisen von Personen aus dem Süden auseinandersetzen und die eigene eurozentrische Sichtweise relativieren zu können.

- Nutzen Sie die Möglichkeit, ihre Erfahrungen schriftlich aufzuarbeiten, etwa im Rahmen einer Semester-, Diplom- oder Examensarbeit. Stellen Sie diese anderen zur Verfügung.
- Überprüfen Sie während ihres Studiums oder im Referendariat oder im Berufsleben, ob es nicht möglich ist, Partnerschaften mit Projekten, Schulen usw. aufzubauen, um die interkulturelle, interpersonelle und interinstitutionelle Zusammenarbeit weiter zu intensivieren.

Fazit

Meines Erachtens ist es sehr wichtig, daß Praktikanten auf ihren Aufenthalt umfassend vorbereitet sind. Es zählt dabei nicht nur die fachspezifische Vorbereitung, sondern es müssen gerade auch landeskundliche und kulturspezifische Aspekte einbezogen werden. Vorbereitungsseminare sind zur Relativierung des eurozentrischen Weltbildes und zur Vermeidung eines möglichen Expertenhochmuts dringend erforderlich. Die Möglichkeit zur intensiven Vorbereitung an deutschsprachigen Universitäten ist leider bis heute noch eine Ausnahme und bleibt eine bildungspolitische Herausforderung an die Studienstätten.

Das Leben und Arbeiten in Ländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas hilft bei der Schaffung eines Bewußtseins für die Dritte-Welt-Problematik. Die Praktikanten erkennen dadurch, daß auch sie etwas von anderen Kulturen lernen können. Dabei wird nicht nur der Blick für das Erfassen sozialer Problematiken geschärft, sondern auch für mögliche Lösungsansätze. Studentinnen und Studenten leisten somit einen Beitrag für eine interkulturell vergleichende Sonderpädagogik, tragen ihren Teil zum interkulturellen Dialog, zur Entwicklungszusammenarbeit und zur Erkenntnis-erweiterung bei mit dem Ziel, eine grenzüberschreitende Solidarisierung in den humanitären und gesellschaftlichen Anliegen behinderter und benachteiligter Menschen zu erreichen.

Letztendlich besteht die Aufgabe der Sonderpädagogik auch darin, zur Verbesserung der internationalen Verständigung und zum Abbau der Kluft zwischen Industrie- und Entwicklungsländern im Behindertenbereich beizutragen.

Sagst du es mir, so vergesse ich es.
 Zeigst du es mir, so merke ich es mir leicht.
 Läßt du mich teilhaben, so behalte
 ich es.

(Chinesische Weisheit)

Ich freue mich über jede Rückmeldung, Stellungnahme und Kritik. ■

Berichte aus den Arbeitskreisen

Arbeitskreis Behinderung und Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit

In Zusammenarbeit mit dem Verein

„Behinderung und Entwicklungszusammenarbeit“ organisieren wir die Veranstaltungsreihe FORUM REHABILITATION. Im Rahmen dieser Reihe sollte im Februar 1996 ein Treffen unter dem Thema „Berufliche Rehabilitation und Maßnahmen der Einkommenssicherung“ stattfinden, das aufgrund zahlreicher Absagen auf das zweite Halbjahr 1996 verschoben wurde. Der neue Termin ist nunmehr der 30. November 1996.

Die Veranstaltung findet in der Staatlich anerkannten Fachschule für Heilerziehungspflege in Eisingen statt. Es wird ein Teilnahmebeitrag von DM 25,00 erhoben (Verpflegung wird gesondert berechnet).

Das Ziel vielfältiger Rehabilitationsmaßnahmen ist die eigenständige Lebenssicherung von Menschen mit Behinderungen. In Ländern der Dritten Welt, die durch hohe Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung betroffen sind, ist es für junge Menschen mit Behinderungen oft unmöglich, eine berufliche Ausbildung und einen Arbeitsplatz zu erhalten. Berufliche Ausbildungszentren und beschützende Werkstätten sind in diesen Ländern kaum vorhanden und nur für wenige Menschen mit Behinderungen zugänglich. In den letzten Jahren werden auch im beruflichen Sektor vermehrt integrative Ansätze (CBR) diskutiert, die mehr Menschen mit Behinderungen in ihren Programmen erfassen möchten. Die sich dadurch bietenden Möglichkeiten, notwendige Bedingungen und Grenzen

des Community-Based-Rehabilitation-Konzepts sollen im Mittelpunkt der Diskussion stehen. Das vorläufige Programm sieht folgenden Ablauf vor:

- 10.00 – 12.00 Uhr: "Berufliche Rehabilitation und Einkommenssicherung in der Arbeit mit Leprapatienten" (Ernst Hirsch, DAHW)
13.00 – 15.00 Uhr: "Maßnahmen der Einkommenssicherung" (Reinhard A. Würkner, Deutscher Caritasverband)
15.00 – 18.00 Uhr: Diskussion

Anmeldung: Gabriele Weigt,
Am Kindergarten 18, 61169 Friedberg (Tel./Fax: 0 60 31/1 24 73) ■

Arbeitskreis Sonderpädagogik in Ländern der Dritten Welt, München

Nach der Gründung des Arbeitskreises im Wintersemester 1994/95 haben wir uns zunächst mit allgemeinen Fragen zu Kultur, Politik und sozialen Strukturen in verschiedenen Ländern der Dritten Welt mit dem Schwerpunkt Lateinamerika auseinandergesetzt. Im Sommersemester 1995 konnten wir im Rahmen des von der Fachschaft organisierten Institutstages "Integration" an der Ludwig-Maximilians-Universität München einen Teil unserer bisherigen inhaltlichen Arbeit präsentieren (Plakatwände, Infostand zum Thema "Schulische Integration in Ländern der Dritten Welt"). Aufgrund der erfreulich großen Resonanz beschlossen wir, im folgenden Wintersemester ein Seminar mit dem Titel "Der Begriff der Behinderung und sonderpädagogische Handlungsansätze in Ländern der Dritten Welt" anzubieten, um unsere inhaltliche Arbeit in einem offiziellen Rahmen zu intensivieren und weiteren Interessenten die Auseinandersetzung mit dieser Thematik zu ermöglichen. Seit dem Sommersemester 1996 unterstützt der Arbeitskreis das Projekt "Los Pipitos" in Estelí (Nicaragua), bisher mit dem Verkauf von Kaffee und Kuchen an der Universität. Für die Zukunft planen wir Öffentlichkeitsarbeit, die Etablierung unseres Seminars, weitere Aktionen (z. B. ein großes Fest) im Hinblick auf die Unterstützung von Projekten in Nicaragua und Nigeria sowie eine Fotoausstellung über das Projekt "Women co-operative society Amankuta" (Nigeria).

Kontaktadresse:
Alexandra Huber,
Georgenstraße 47, 80799 München,
(Tel.: 0 89/2 73 20 52) ■

News

Terminänderung der Studienreise nach Jordanien

Die Studienreise "Heilpädagogik in Jordanien: Probleme und Perspektiven – Leben mit Behinderung im Islam" findet vom 30.7. bis 13.8.1996 statt.

Information: Musa Al Munaizel,
Mittlerer Wiesenweg 21,
97080 Würzburg,
(Tel.: 09 31/9 35 64) ■

Minor Field Studies

Die "Minor Field Studies" (MFS) sind ein Programm der Swedish International Development Authority ("SIDA" – staatliche Entwicklungszusammenarbeit). Diese hat verschiedene Universitäten und wissenschaftliche Einrichtungen mit der Durchführung und Betreuung des MFS-Programms sowie der Vergabe der Stipendien beauftragt.

Mit dem MFS-Programm soll schwedischen, entwicklungspolitisch interessierten Studentinnen und Studenten die Möglichkeit gegeben werden, für eine gewisse Zeit in einem Land der Dritten Welt zu leben. Ein solcher Aufenthalt ist mit der Bearbeitung einer bestimmten Fragestellung, die für die Bevölkerung des jeweiligen Landes von Bedeutung ist, verbunden. Auf diese Weise lernen die Studierenden die Bevölkerung des Landes kennen und

haben die Möglichkeit zum Kultur- und Wissensaustausch. Für den dreimonatigen Auslandsaufenthalt werden Stipendien vergeben, die die Reise- und Aufenthaltskosten (ca. 3.000 bis 4.000 US Dollar) decken.

Das MFS-Programm ist ein Beitrag zur frühen Gewinnung von entwicklungspolitisch Interessierten und eröffnet die Möglichkeit, eine Studie in einem Land der Dritten Welt durchzuführen. Mit diesem Programm sollen weder Consultants ausgebildet werden noch stellt es eine wissenschaftliche Ausbildung dar.

Im Sektor Gesundheit und medizinische Rehabilitation besteht großes Interesse an entwicklungspolitischen Fragestellungen. Hierzu sind fünf Institutionen in das Programm eingebunden, darunter die "International Child Health Unit" (ICH) der Universität Uppsala. Im pädagogischen Bereich ist das "Teacher Training College" der Universität in Stockholm mit der Durchführung dieses Programms beauftragt worden. Viele Studierende haben bereits durch solche Aufenthalte Erfahrungen in Ländern der Dritten Welt sammeln können. Absolventen des MFS-Programms können in der schwedischen Entwicklungszusammenarbeit eingesetzt werden.

Gabriele Weigt



LOS PIPITOS in Estel (Nicaragua)

Programm für Praktika sowie für Sprach- und Bildungsreisen

Von unserer Kollegin Katharina Pfortner erreichte uns aus Nicaragua neue Kunde:

Als zusätzliche Einnahmequelle für den Ausbau ihrer Arbeit hat die Nichtregierungsorganisation LOS PIPITOS, für die K. Pfortner seit einigen Jahren tätig ist, die Sprachschule "Sacuanjoche" gegründet, deren Angebot sich an ausländische Praktikantinnen und Praktikanten sowie Bildungsurlauber/-innen richtet.

Für Bildungstouristen wird ein integriertes Programm aus Sprachunterricht, Kennenlernen von Land, Leuten, sozialen und politischen Entwicklungen Nicaraguas, Erholung und Abenteuer angeboten (Kosten: 260 US Dollar; 5 Personen: 150 US Dollar).

Auch für Gruppen können – je nach Interesse – Reise und Arbeit organisiert werden.

Für (Sonder-)Pädagogik-Studentinnen/-Studenten dürfte das auf drei Monate ausgelegte Praktikumsprogramm von besonderem Interesse sein: Sie erhalten im ersten Monat vier Stunden täglich Sprachunterricht und während des Praktikums eine permanente Betreuung (Kosten: 600 US Dollar im ersten Monat für Unterkunft und Verpflegung in Familien und Sprachunterricht; danach: 200 US Dollar pro Monat für Unterkunft, Verpflegung und Praktikumsbetreuung).

LOS PIPITOS in Estelí besteht seit 1990 und ist eine Vereinigung von 450 Eltern behinderter Kinder, die für ein menschenwürdiges Dasein und die gesellschaftliche Integration ihrer Kinder kämpfen. Die Arbeit der Einrichtung umfasst u.a. eine Säuglings- und eine Kindergruppe, eine Sonderschule, eine Jugendwerkstatt, eine Frauengruppe und Fortbildungsangebote für Familienangehörige von behinderten Kindern zur Verbesserung der häuslichen Situation. Beim letzten Symposium der Arbeitsgemeinschaft Behinderung und Dritte Welt in Gummersbach waren vier Vertreter von LOS PIPITOS anwesend, die einen beeindruckenden Einblick in ihre engagierte Arbeit vermittelten.

Information/Anmeldung:

Sprachschule Los Pipitos-Sacuanjoche, Del Teatro Nancy 1/2 al Sur,
Apartado Postal #80,

(Tel.: 0 05 05-71/3 21 54;

Fax: 0 05 05-71/3 22 40).



Veranstaltungen

14. – 16. Juni 1996

Symposium der Arbeitsgemeinschaft Behinderung und Dritte Welt: Die Dritte Welt braucht eine Behindertenpolitik – aber welche? Herausforderung für die Deutsche Behindertenpolitik
Ort: Europäische Staatsbürger-Akademie Thüringen e.V. im
ESTA Tagungshotel Cursdorf, Thüringen

Information/Anmeldung: Europäische Staatsbürger-Akademie Thüringen e.V., Ortsstr. 29 –
31, 98744 Cursdorf

(Tel.: 03 67 05/6 10 99; Fax: 03 67 05/6 26 30).

- 08.07. – 13.07.1996 10th World Congress of the International Association for the Scientific Study of Intellectual Disability (IASSID)
International Advances in Research and Practice;
Global Problems – Local Approaches
Ort: Finlandia-Hall, Helsinki, Finland
Contact: Kansalaiskonsultit -- Congress Services "IASSID",
P.O. Box 762, FIN – 00101 Helsinki, Finland.
- September 1996 Community Health and health Management in Developing Countries (jährlich stattfindender Kurs)
Ort: Heidelberg
Information: Institut für Tropenhygiene und öffentliches Gesundheitswesen, SAI, Universität Heidelberg, Postgraduate Studies, Im Neuenheimer Feld 324, 69120 Heidelberg.
Tel.: 0 62 21/56 49 05; Fax: 0 62 21/56 59 48.

Für weitere Seminare, Kurse und Konferenzen auf dem Gebiet der Entwicklungspolitik empfehlen wir den Kalender der DSE – Deutsche Stiftung für internationale Entwicklung. Erscheinungsweise: vierteljährlich.

Bezug: Deutsche Stiftung für internationale Entwicklung (DSE), Zentrale Dokumentation, Hans-Böckler-Straße 5, 53225 Bonn ■

Literatur und Medien

Zwei neue Videoprogramme des CBR-Projekts in Guyana

In der Ausgabe 3/95 der Zeitschrift Behinderung und Dritte Welt (S. 99) wurden bereits zwei Videoprogramme des CBR-Programms Guyana vorgestellt. Im folgenden werden weitere Programme vorgestellt, die im Rahmen dieses Projekts entwickelt worden sind.

Hopeful Steps

Das Programm besteht aus sechs jeweils 15minütigen Programmen, die die folgenden Bereiche behandeln: das Erlernen der Bewegung, der Sprache, des Denkens und des Unabhängigwerdens. Für den Unterricht werden Vorschläge angeboten. In einem dieser Programme wird dargestellt, wie aus leicht erhältlichen Materialien Spielsachen hergestellt werden können. Das Programm gibt es mit einem Handbuch in englischer und spanischer Sprache.

Identification of Disabilities

Dieses Video (25 Min.) ist geeignet für Personen, die in Primary Health und CBR-Programmen arbeiten. Es zeigt einfache Möglichkeiten, Kinder mit Behinderungen zu identifizieren und ist ebenfalls mit einem Handbuch erhältlich.

Bezug: • NTSC Copies, CBR Programme, c/o EEC, PO Box 10847, Georgetown, Guyana (Fax: 5 92 2 62 615)
• PAL Copies, St. Aidans, Gattonside, Melrose, Roxburgshire, Scotland, TD6 9NN
(Fax: 0 89 6 82 21 59) ■

Musa Al Munaizel:

Sonderpädagogik und Dritte Welt Probleme und Perspektiven

Universität Würzburg 1996, 195 Seiten. DM 12,- zzgl. Versandkosten.

Dieser Reader enthält sowohl eine differenzierte Berichterstattung als auch eine informative Vernetzung interdisziplinärer Inhalte und Diskussionen aus den Bereichen "Die Eine Welt als neue Dimension sonderpädagogischen Denkens und Handelns", "Mangelernährung und Behinderung", "Landminen und Behinderung", "Sonderpädagogik und Islam", "Frauen und Behinderung in Ländern der Dritten Welt" und "Schule in der Dritten Welt – Dritte Welt in der Schule".

Bezug: Musa Al Munaizel,
Universität Würzburg, Lehrstuhl Sonderpädagogik, Wittelsbacherplatz 1,
97074 Würzburg ■

- 1 In Nigeria gibt es ca. 250 verschiedene ethnische Gruppen. Die drei größten und mächtigsten sind die Igbo, Hausa und Yoruba. Die Igbos leben im Südosten Nigerias. Im sogenannten Biafra-Krieg versuchten sie von 1966 bis 1970, die Unabhängigkeit ihrer Region und ihres Volkes zu erkämpfen. Die Igbos wurden sehr früh missioniert. Christentum ist die Hauptreligion (ca. 90%).
- 2 Das Dorf, das Fremde willkommen zu heißen weiß.
- 3 "Aladinma women co-operative society Amankuta, Mbieri."
- 4 Obio = Weiße (wörtl.: feine Person).
- 5 Chineke = Igbo (wörtl.: Gott, der Schöpfer der Welt), einer der traditionellen Namen für den höchsten Gott der Igbo-Religion. Die beiden Namen Chineke (Chi-na-eke) und Chukwu (Chiukwu = Chi, der Größte) wurden von christlichen Missionaren als Bezeichnungen für den christlichen Gott übernommen.
- 6 Titel für die Frau eines Chiefs.
- 7 Prügelstrafe ist anerkanntes Erziehungsmittel. Es werden nicht nur Kinder von Erwachsenen "erzogen", sondern auch sehr viele Frauen von ihren Männern. Es ist nicht anrühlig, seine Frau zu schlagen.
- 8 Reiche, alte Männer! Es gibt entsprechend auch "sugar-mummies"!
- 9 Verächtlich für Prostituierte, Schlampe usw.; allgemein: schlimmes Schimpfwort.